P. o. germ.

1950 L C 3 Grabowski

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit fl. 6. —
Für ein halbes Jahr mit . . fl. 3. —
Für ein Vierteljahr mit . . fl. 1. 30 kr.
Für einen Monat mit . . . — 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt fl. 9. —
Für ein halbes Jahr . . . fl. 5. —
Für einen Monat . . . . fl. 1. —
Für 1 Band per Tag . . . — 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 7 Uhr offen, in den Wintermonaten an Sonn- und Feiertagen von 11—1 Uhr.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Mesalliancen.

Dritter Band.

Mesalliancen.

Roman

von

Stanislaus Graf Grabowski.

Dritter Band.

Berlin.
Hausfreund-Expedition.
(E. Graetz.)

Erstes Kapitel.

Irrwege.

Sobald der Rittmeister über alle Gefahr hinaus war und seine Kräfte sich wieder zu heben begannen, machte die vollständige Genesung bei seiner starken Körperkonstitution und der vortrefflichen Pflege, deren er sich erfreute, ungewöhnlich schnelle Fortschritte. In Betreff der letzteren konnte wirklich Nichts zu wünschen übrig bleiben; Gräfin Bassa und der alte Wolff wetteiferten, Jeder in seiner Weise, dabei im besten Einverständnisse miteinander, dem Reconvalescenten jeden Wunsch zu erfüllen und Alles, was ihm schädlich werden konnte, von ihm abzuhalten.

Nach außen hin war die Villa so gut wie abgeschlossen; die Fremden, die in einem Badeorte ja kommen und gehn und daselbst Allem, was nicht ihre eigene Person betrifft, nur ein flüchtiges Interesse zu schenken pflegen, erinnerten sich kaum noch einmal der tragisch-romantischen Geschichte des Herrn und der Frau von Burgstein, der schon wieder viele andere die Aufmerksamkeit fesselnde Ereignisse gefolgt waren, und seitdem man wußte, daß der Rittmeister an

seiner Verwundung nicht sterben werde, hatte auch die letzte Theilnahme für ihn aufgehört, zumal durchaus Nichts von irgendwelchen Schritten verlautete, die er oder seine Freunde in Betreff der entflohenen Frau gethan hätten.

Wie schon früher gesagt worden, erging es Gräfin Bassa nicht anders; nur ihre persönliche Erscheinung hatte Aufsehn erregt, im Uebrigen wußte man ja zu wenig von ihren Verhältnissen, und da sie die Leute nun nicht mehr zu Gesichte bekamen, war sie bei ihnen wie eine glänzende Sternschnuppe in das weite Reich der Vergessenheit gesunken.

Das wäre wohl freilich anders gewesen, wenn man geahnt hätte, wo man sie jetzt zu suchen habe, — jedenfalls ein unerschöpflicher Stoff zu böswilligen Klätschereien und romantischen Vermuthungen! Derselbe entging der Gesellschaft indessen auf beinahe wunderbare Weise, theils durch die kluge Vorsicht, welche die Gräfin selbst beobachtete, theils durch die Verschwiegenheit der Wenigen, welche um das Geheimniß wußten, nämlich Wolff's, Ignaz' und des Arztes; die Wirthsleute, ein altes, ziemlich stumpfes Ehepaar ohne Bedienung, kamen mit anderen Leuten kaum in Berührung und kümmerten sich ebenso wenig um Das, was in ihrem Hause vorging, nachdem sie die bedungene Miethe schon im Voraus richtig erhalten hatten.

Gräfin Bassa hätte sich, wenn es ihr nur um die Krankenpflege eines Freundes zu thun gewesen wäre, bei der anfänglich wirklich eine weiche und geschickte weibliche

Hand unentbehrlich war, füglich jetzt schon längst zurückziehn gekonnt, sie hatte aber nur die Art und Weise derselben geändert. Man brauchte nicht mehr an dem Bette eines Schwerkranken zu wachen und ihm kleine Hülfeleistungen zu reichen; der Rittmeister konnte jetzt schon den ganzen Tag in einem Lehnsessel sitzend zubringen und schlief, da er nicht mehr von großen Schmerzen gepeinigt wurde, gewöhnlich ganz gut; Wolff genügte vollkommen zu seiner Bedienung.

Die Gräfin kam nun auch nicht mehr zu später Stunde, durch das Dunkel der Nacht verborgen. Man hatte einen Weg ausfindig gemacht, welcher durch den hinter dem Hause liegenden großen Garten führte und gegen neugierige Blicke ganz gedeckt war, und bis zu dem Eingange des letzteren zu gelangen, war die Oertlichkeit für sie auch sehr günstig. Gewöhnlich erschien sie jetzt bald am Nachmittage, ging dafür aber erst spät am Abende.

Wir können die Beurtheilung dieses Verhältnisses unseren Lesern überlassen; selbst der alte Wolff, der die Dame doch ganz liebgewonnen hatte und sich ihr zu großer Dankbarkeit verpflichtet fühlte, mußte zuweilen den Kopf bedenklich darüber schütteln; ein bischen zu weit schien ihm die Freundschaft doch zu gehn.

Ein alter Husar pflegt nun freilich nicht sehr zimperliche Ansichten in Betreff der Galanterie zu haben und in seinen moralischen Grundsätzen sich immer noch ein kleines Loch zu finden, durch das gewisse Abweichungen von der

Regel schlüpfen. Wolff gab auch zu, daß sein armer Herr ohne diese Gesellschaft unerträgliche Langeweile ausstehen müßte und, was noch wichtiger war, daß ihn wohl Niemand so gut wie die Dame über sein trauriges Schicksal trösten könne, — von einer Untreue gegen die unwürdige Gattin konnte ja überhaupt nicht mehr die Rede sein; aber zwei Befürchtungen drängten sich ihm doch auf, daß der Ruf und die Ehre seines Herrn nämlich auf diese Weise doch leicht bloßgestellt werden und daß der Rittmeister sich in zu enge Fesseln verstricken könne. Von einer zweiten Ehe desselben hätte er nicht gern Etwas wissen mögen; lieber würde er ihn so frisch und frei wie früher zu Pferde, sei es auch im dichtesten Kugelregen, gesehen haben; er hatte es schmerzlich genug betrauert, als sie Beide die Uniform auszogen.

Der Alte hatte einen scharfen, richtigen Blick für den Charakter und das Wesen des Rittmeisters; dieselben ließen sich nicht gut in enge Formen passen, es lag zu viel übersprudelndes Leben darin.

Daß ein erklärtes Liebesverhältniß zwischen dem Rittmeister und der Gräfin bestand, lag außer aller Frage. Die Persönlichkeit des Ersteren hatte sie schon angezogen, als sie ihn am Spieltische sah, bevor sie noch ein Wort mit ihm gewechselt; es war eine Passion, wie sie gerade Frauen, die schon über die erste Jugendblüthe fort sind, noch heftiger auffassen als ihre erste Liebe; der Zufall, den sie sogleich zu benutzen gewußt, und die weiteren Verhält=

nisse, die einer romantischen Färbung nicht entbehrten, hatten dazu beigetragen, in dem Herzen, das sich jedenfalls sehr verrechnete, wenn es sich mit dem Verluste einer wirklich aufrichtigen und schwerbetrauerten Neigung für gänzlich abgestorben hielt, wieder eine heiße, verlangende Leidenschaft zu entzünden; ohne Zweifel hatte sie schon seit jenem Abende, an dem das kleine Abenteuer mit dem Diamantringe spielte, ein bestimmtes Ziel vor Augen gehabt, und bei ihrer äußerlichen Unabhängigkeit glaubte sie ihren Ruf nicht zu ängstlich wahren zu brauchen. Eine selbstverleugnende, hingebende Liebe, die Nichts für sich fordert, — wie selten mag eine solche überhaupt sein! und dann nennt man sie ja auch lächelnd nur eine thörige Schwärmerei, — läßt sich bei dieser gereiften Frau wohl schwerlich voraussetzen; sie bewies sich auch nicht darin, daß sie den Rittmeister abhielt, energischer für seine in Frage gestellte Ehre aufzutreten.

Welchen Einfluß mußte sie schon auf ihn gewonnen haben, daß er selbst seine früheren Ansichten so weit verleugnen konnte! Er hatte sich mit dem Grafen Horneck geschossen, weil derselbe nur versuchte, ihm die Treue seiner Frau zu stehlen, vielleicht um einer bloßen zwecklosen, wenn auch zu weit getriebenen Courmacherei willen, und jetzt konnte er sich gegen den viel größeren, faktischen Schimpf, der ihm von dem Prinzen und dieser Frau selbst angethan worden, um so viel gleichgiltiger verhalten, sich dabei beruhigen, daß er die Kugel des Gegners oder gar nur dessen

Vertreters in den Leib bekommen, der äußeren Form der Cavalierehre genügt habe! Der Grund dieser veränderten Anschauung war weder in dem vollständigen Erlöschen der Liebe zu Clementinen, noch in der hohen Stellung des Verführers zu suchen; gerade die letztere würde ihn sonst zu den extremsten Schritten, die jeder Ehrenmann doch noch immer gerechtfertigt oder wenigstens entschuldigt hätte, getrieben haben; der wahre Grund lag in den Einflüsterungen dieser Frau, die ihn, auf Kosten seiner eigenen Ehre, für sich gewinnen wollte.

Gräfin Bassa hatte ihn unter den Beweisen ihrer Zärtlichkeit, auf die er jetzt so großen Werth legte, allmälig und geschickt zu überzeugen gewußt, daß es nicht der Mühe werth sei, irgend etwas Anderes zu unternehmen, als die gerichtliche Scheidung seiner Ehe einzuleiten. Das war geschehen, und, über alle diese nüchternen Förmlichkeiten hinfortgehend, wollen wir nur sagen, daß unter den so klaren und dringenden Verhältnissen die Entscheidung nicht lange auf sich warten lassen konnte, zumal es sich hier gar nicht um eine schwierige Vermögensauseinandersetzung handelte.

Zuweilen, wenn er sich allein und ungestört seinen Gedanken hingab, kochte das Blut des Rittmeisters allerdings in bitterem Grolle auf, zu dem sich auch noch das Gefühl der Scham gesellte; finsteren Antlitzes brütete er dann über Pläne, die Bassa's Rathschläge weit überstiegen; wenn er sie aber wiedersah und sie das Netz ihrer Liebkosungen über

ihn auswarf, dann glaubte er, der Besitz dieses reizenden Weibes müsse ihn für alles Andere entschädigen und er dürfe sich ihn um keinen Preis entgehn lassen.

Es war bald so weit gekommen, daß sie ganz unumwunden Pläne für ihre gemeinsame Zukunft machten; selbstverständlich sollte diese durch die unlösbarsten Banden gesichert werden. Die Gräfin wies auch, ohne unzart zu werden, auf ihren Reichthum hin; derselbe konnte ihnen ein glänzendes Leben erschließen, wie der Rittmeister unter seinen sehr bedrängten pekuniären Verhältnissen es sich oft als das Ziel seiner Wünsche geträumt hatte. Um diesen Preis allein würde er sich nicht verkauft haben; winkte er ihm aber neben seinen anderen Ansprüchen an das Glück, so konnte er dasselbe nur noch verlockender machen.

Sobald es sein Gesundheitszustand erlaubte, wollten sie diesen Ort verlassen und sich nach einer nicht weit entfernten deutschen Hauptstadt begeben, bis der Scheidungsprozeß entschieden wäre, dann aber — natürlich als neuvermähltes Paar — große Reisen antreten und das Leben in vollen Zügen schlürfen; der Rittmeister dachte dabei kaum noch an sein weit über die Hälfte verschuldetes Gut, auf das er so ungern zurückgekehrt wäre, mußte ihn doch jeder Baum und Stein daselbst an die letzte Vergangenheit, die so viel peinliche Stunden gehabt hatte, erinnern, würde er doch in jedem bekannten Gesichte einen spöttischen Zug zu entdecken geglaubt haben. Gerade diese letzteren Erwägungen mochten recht viel dazu beitragen, daß er mit den alten

Verhältnissen gänzlich zu brechen, sich in ein neues Leben voll Rausches und Vergessens hineinzustürzen sehnte.

Sehr bald sollte noch ein neues Ereigniß hinzukommen, welches das Maß dieser stürmischen Wünsche überlaufen ließ. Es war dies ein langer Brief seines Bruders, der, bereits aus der Heimath, ihm dessen Verheirathung anzeigte. Baron Ewald konnte sich recht gut vorstellen, welchen Eindruck diese Nachricht auf den Rittmeister machen würde, der eine sogenannte Mesalliance, wenn er auch sonst nicht über die Gebühr adelsstolz gesinnt war, nach seinem eigenen Unglücke beurtheilen mußte und überdies noch auf ihn die Hoffnung gesetzt hatte, daß er durch eine glänzende Partie die bedenklich schwankenden Vermögensverhältnisse der Familie wieder heben werde. Daß sein Bruder bei den Aussichten, welche ihm die Verbindung mit der Gräfin Bassa bot, auf den letzteren Punkt wohl nicht so streng zu sehen brauchte, wußte derselbe ja noch nicht.

Der Rittmeister hätte nun in der That keinen rechten Grund gehabt, den Entschluß Ewald's zu verdammen, wäre ihm dessen Verheirathung mit einem Mädchen aus einem so ungeahnt niedrigen Stande, — einer Fischerstochter, — der er nicht einmal eine nur einigermaßen den gewöhnlichen Anforderungen der großen Welt entsprechende Erziehung zutrauen konnte, nicht gar zu thörig vorgekommen und hätte er sich nicht dadurch gekränkt gefühlt, daß der jüngere Bruder ihn dabei nicht einmal zu Rathe gezogen, ja wohl absichtlich hinter seinem Rücken gehandelt hatte.

Man muß nun noch seine ohnehin erbitterte Stimmung berücksichtigen, um es zu erklären, daß er für einen Bruder, der ihm doch schon so viele Beweise aufrichtiger Zuneigung gegeben und dessen Charakter hochzuachten es ihm nicht an Veranlassung fehlte, gar keine Entschuldigung finden wollte. Auch dieses Mal blieb der Einfluß Gräfin Bassa's nicht unwichtig, die noch eine geheime Abneigung gegen Ewald hatte und in deren Interesse es lag, den Rittmeister möglichst von allen Anderen, die ihm nahestanden, abzuziehen, um sich seiner ganzen Hingebung desto mehr zu versichern.

Baron Ewald hatte warm und brüderlich geschrieben, er entschuldigte sich nicht, aber er rechtfertigte mit aller Rücksicht, die er dem älteren Bruder schuldig war, seinen Entschluß; er schilderte sein Glück in wahrhaft rührender Weise und sprach offen aus, daß ihm zur Vollkommenheit desselben nur noch die vollständige Anerkennung des Rittmeisters fehle, — kurz, er hatte Alles gesagt, was sich unter solchen Umständen sagen ließ.

Dennoch brauste der Rittmeister zornig auf und versicherte, daß er „das Fischermädchen" nie als seine Schwägerin anerkennen wolle; in der ersten Aufwallung schrieb er dies unter den härtesten Ausdrücken und neben den bittersten Vorwürfen auch an seinen Bruder, wobei er ihm mittheilte, daß er so bald nicht wieder nach der Heimath zurückzukehren gedenke, ohne sich doch weiter über seine eigenen Absichten auszulassen.

Es war ein harter, unversöhnlicher Brief, der nur

ähnliche Gefühle erwecken konnte. Dennoch war die bald darauf erfolgende Antwort in gemäßigtem Tone gehalten, wiewohl sich darin tief verletzte Empfindungen ausdrückten. Ewald sprach jetzt auch stolzer und unabhängiger; er ließ deutlich hindurchblicken, daß er lieber mit dem Bruder brechen, als Rücksichtslosigkeiten von dessen Seite gegen seine Gattin dulden werde, und verhehlte nicht, daß es ihm, bei diesen Erwägungen, ganz lieb sei, wenn der Rittmeister noch nicht in die Heimath zurückkehre; er hoffe, daß derselbe sich später eines Anderen besonnen haben werde. In den Schlußzeilen seines Briefes sprach sich indessen doch unverkennbare Besorgniß über den neuen Lebensplan des Bruders aus, dessen Richtung er wohl ahnte; er erwähnte der Gräfin mit keinem Worte, aber er beschwor den Rittmeister, unter Hinweisung auf ihre nahe Blutsverwandtschaft und gemeinsamen Ehrenverpflichtungen, seine freien Entschlüsse, die doch immer wieder die rechte Bahn treffen würden, nicht schädlichen Einflüssen zu überlassen.

Der Rittmeister — und wir dürfen hinzusetzen: Gräfin Bassa ebenfalls — nahm diesen Brief so übel auf, daß er nur ein paar beleidigende Worte darauf antwortete, womit er sich alle Belehrungen verbat, und auf die rücksichtsloseste Weise seinem Gutsinspektor eine Vollmacht zustellte, durch welche seinem Bruder jede Theilnahme an der Verwaltung seines Eigenthums entzogen wurde.

Dieser bittere Undank lag gar nicht im Charakter des Rittmeisters; er berührte Ewald deshalb doppelt schmerzlich,

konnte er daraus doch deutlich entnehmen, wie sehr gegründet seine Befürchtungen waren. Durch einen neuen Aussöhnungsversuch würde er sich selbst aber nur zwecklos herabgewürdigt haben; er konnte nur von der Zeit hoffen, daß das wahre Naturell seines Bruders, dem er sein Herz doch noch nicht ganz zu verschließen vermochte, wieder siegreich durch diese schlimme, von anderer Seite erzeugte und genährte Verblendung brechen werde.

Wir wollen uns aber einstweilen nur dem Rittmeister und den mit ihm in nächster Verbindung stehenden Personen zuwenden.

Der September neigte sich seinem Ende entgegen, und in dem Badestädtchen war der Fremdenverkehr schon spärlich geworden, um mit der bald beginnenden Wintersaison wieder neuen Aufschwung zu nehmen, als der Rittmeister so weit wiederhergestellt war, daß auch er ohne Bedenken aufbrechen durfte.

Wolff, der in der letzten Zeit von seinem Herrn wieder mehr vernachlässigt und dafür nur theilweise durch die beinahe schmeichelnde Güte der Gräfin, die gewiß ihre wohlberechnete Absicht hatte, den alten Diener bei möglichst guter Laune zu erhalten, entschädigt wurde, — Wolff hatte sich eingebildet, man werde nach der Heimath zurückkehren, und hoffte von der damit bevorstehenden, wenigstens zeitweiligen Trennung von der Gräfin sein Gutes; jetzt erschrak er nicht wenig, als er erfuhr, daß die Beiden ganz andere Pläne im Schilde führten. Indessen war der Rittmeister

jetzt augenscheinlich nicht in der Stimmung, Gegenvorstellungen von ihm anzunehmen, sein Wesen so reizbar, so kalt und abstoßend gegen Jedermann mit Ausnahme der Gräfin, daß er, wenn man ihn erzürnte, leicht auf den Gedanken kommen konnte, den alten Diener allein nach Hause zu schicken, wogegen sich schwerlich Etwas einwenden ließ; wohl nie wäre der Alte aber so ungern wie jetzt, wenn auch nur auf kurze Zeit, von seiner Seite gewichen.

So blieb ihm nichts Anderes übrig, als, heimlich seufzend, seine Pflicht zu thun und die Reisevorbereitungen zu treffen; er wagte nicht einmal eine verdrossene Miene dabei zu zeigen, denn die soeben erwähnte Befürchtung schüchterte ihn noch immer ein.

Um den Schein einigermaßen zu wahren, reisten der Rittmeister und die Gräfin nicht zusammen ab, natürlich trafen sie sich aber schon am folgenden Tage wieder in der großen Stadt, wo sie die nächste Zeit, wie schon früher gesagt, zuzubringen entschlossen waren. Hier, im Vaterlande des Rittmeisters, wo sein Name, seine Verhältnisse und selbst seine Persönlichkeit bekannt waren, durfte man allerdings nicht ganz rücksichtslos zu Werke gehn, aber andererseits läßt sich ja in einer großen Stadt Mancherlei verbergen.

Er und die Gräfin nahmen ihre Wohnungen in demselben Hôtel, wo der tägliche und stündliche Verkehr zwischen ihnen leicht zu bewerkstelligen war, und um denselben noch weniger auffällig zu machen, gaben sie sich für nahe Ver-

wandte aus; auch Wolff erhielt die gemessene Weisung von seinem Herrn, dies den Leuten gegenüber zu behaupten, und er konnte dazu nur heimlich in den Bart brummen:

„Soll mich der Teufel holen, wenn ich auf meine alten Tage noch zum Lügner werde! Will mir lieber das Maul zukleben, als solch' ungewaschenes Zeug über die Lippen bringen!"

Darin hielt er auch getreulich Wort; er ging Allen, so weit er konnte, aus dem Wege, fuhr die Zudringlichen grob und kurz abweisend an und kam bald in den Ruf eines ganz ungenießbaren Eisenfressers, den man hinter seinem Rücken auslachte, ihn zu reizen sich aber wohl hütete.

Auch mit dem langen Diener der Gräfin stellte er sich nicht viel besser. Der erste Eindruck, den der Mensch auf ihn gemacht hatte, war kein günstiger gewesen, und in ihren Neigungen und Gesinnungen stimmten sie gar nicht zu einander. So hoch Wolff die militärische Subordination achtete und, seinem Herrn gegenüber, selbst noch in das bürgerliche Leben hineintrug, fiel es ihm doch gar nicht ein, sich, wie Jener, als ein ganz willenloser Sklave der Herrschaft zu betrachten; gegen einen solchen Menschen, der sich zu Allem gebrauchen lassen konnte, fühlte er sogar Mißtrauen.

Ignaz kam ihm auch gerade nicht entgegen; der Alte stand an Bildung doch noch weit über ihn, so daß sich schwerlich eine beide Theile befriedigende Unterhaltung erwarten ließ, und seine Neigung zur Flasche theilte er auch

nicht; Ignaz ging ihm deshalb lieber aus dem Wege, und wiewohl er ihn gewiß nicht liebte, bezeigte er ihm doch stets großen Respekt.

Der Rittmeister und die Gräfin genossen nun, ein Inkognito annehmend, das eine große Stadt ohne Mühe bewahren läßt, die ihnen anstehenden Vergnügungen derselben ganz ungenirt und befanden sich trotz des Fortganges des ärgerlichen Prozesses ganz wohl dabei.

Da der Name und Aufenthalt des Prinzen natürlich leicht zu ermitteln waren, ging von Seiten des Gerichts die Vorforderung Clementinens in Folge der Scheidungsklage ihres Gatten dorthin und fand auch schleunige Beantwortung durch den Major von Gräfenitz in ihrem Namen und mit ihrer Vollmacht. Sie willigte in Alles und begab sich aller Ansprüche. Das weitere Verfahren wurde nun schleunigst geführt, die üblichen Formen verzögerten die Entscheidung aber doch bis tief in den Winter hinein, wo dann das Schlußurtheil die Auflösung der Ehe aussprach.

In der Zwischenzeit hatte der Rittmeister in rascher Reihenfolge noch ziemlich ansehnliche Summen von seinem Gute bezogen, indem der Inspektor dort verpfänden und verschreiben mußte, was nur noch irgend einen Werth besaß; auf dessen Vorstellungen dagegen erhielt derselbe stets gemessene Befehle mit dem Hinzufügen, der Rittmeister werde nächstens in der Lage sein, alle Verbindlichkeiten zu erfüllen;

auf welche Weise dies geschehen solle, davon verlautete allerdings kein Wort.

In wirklicher Geldnoth konnte sich der Rittmeister, obgleich er sehr große Ausgaben machte, nicht befinden, denn die Gräfin brauchte sich jetzt schon nicht mehr zu geniren, ihm ihre noch reichlich gefüllte Kasse zur Disposition zu stellen, aber sein Stolz oder seine Eitelkeit sträubte sich doch dagegen, von diesem Anerbieten Gebrauch zu machen, so lange er nicht ein anerkanntes Recht auf ihr Vermögen besaß. Im Grunde genommen ist es nun wohl gleichgiltig, ob ein Mann das Vermögen seiner Frau oder seiner Geliebten benutzt, aber die Welt urtheilt doch verschieden darüber; er meinte, das Letztere nicht rechtfertigen zu können, und sonderbarerweise stützte er sich doch auf die Aussicht, sich nach seiner Verheirathung mit Gräfin Bassa für die Summe, die er jetzt verschleuderte, wieder schadlos halten zu können. Es ist nichts Neues, daß der auf Irrwegen Wandelnde sich durch solche trügerischen Schlüsse mit seinem Gewissen abfindet; er will einmal nicht begreifen, daß er gesunken ist, aber die Zeit bleibt selten aus, in welcher der Schleier des Wahnes vor seinen verblendeten Augen fällt, und Scham und Reue müssen dann um so empfindlicher sein, je besser der Boden war, auf dem das Unkraut wucherte.

Der Rittmeister war noch nicht im Stande, so weit in die Zukunft zu blicken; er würde sonst, vor sich selbst er-

schrocken, zurückgewichen sein und seine ganze Kraft zusammengerafft haben, um klar zu sehn und würdig zu handeln.

In seiner Nähe war nur Einer, der die Augen aufbehielt und es kaum noch über das Herz bringen konnte, zu dem Unheile, daß er sich entwickeln sah, zu schweigen. Der alte treue Wolff hatte sich, trotz allen Widerstrebens seiner aufrichtigen, fast abgöttischen Liebe zu dem Rittmeister, endlich doch nicht mehr der Ueberzeugung verschließen gekonnt, daß derselbe nicht allein thörigt und unbesonnen handele, sondern auch über das Maß hinausgehe, das ihm seine eigene Ehre hätte vorschreiben sollen.

Daß sein für die erste Heirath so schwer gestrafter Herr so schnell und ohne reifliche Prüfung seines eigenen Herzens, sowie des Gegenstandes, welchem er dasselbe zugewandt hatte, wieder zu einer zweiten festen Verbindung schreiten wollte, hielt er schon für ein großes Unglück, aber viel schlimmer noch erschienen ihm gerade diese Wahl und die Rücksichtslosigkeit, mit welcher der Rittmeister dabei gegen sich selbst und alle Welt verfuhr. Eine Frau, welch' hohem Stande sie auch angehören und mit welchem Glanze sie ihre schwachen Seiten auch verdecken mochte, die ihre weibliche Würde und ihren guten Ruf auf ein so gefährliches Spiel gesetzt hatte, wie die Gräfin, mochte wohl zu einer interessanten Geliebten taugen und als solche Dankbarkeit und Bewunderung verdienen, meinte der alte Husar, aber eine Ehe dürfe nur auf den Grundlagen unbefleckter Reinheit und wahrer Achtung geschlossen werden, und ein Mann,

der darüber hinwegsähe, vermöge dies nur auf Kosten seiner eigenen Würde und wohlberechtigten Stolzes.

Wo hatte der Rittmeister denn auch den letzteren gelassen, indem er sich in ein vergnügungsvolles, kostspieliges Leben warf, das für längere Zeit durchzuführen, seine Mittel nicht erlaubten, indem er vorläufig über alles Maß aus einer Quelle schöpfte, die zu schonen ihm nicht allein die gewöhnliche Klugheit, sondern auch die Pietät für seine Familie gebot? Der alte Wolff konnte es nicht fassen, wie sein Herr das letzte väterliche Erbtheil jetzt nicht schnell genug verschleudern zu können schien, als wolle derselbe allen den lieben Erinnerungen, die sich daran knüpften, und die ihm, dem Diener, selbst so heilig waren, Hohn sprechen.

Das Alles konnte nur die Wirkung eines bösen, betrügerischen Zaubers sein, und der Alte sah es ja täglich klar vor Augen, wer denselben anstiftete; daher kann es nicht Wunder nehmen, daß die Gefühle der Dankbarkeit und Zuneigung für Gräfin Bassa sich allmälig in ihm abschwächten und er sich endlich bekannte, diese gefährliche Frau habe auch ihn hinter das Licht geführt.

Wie war nun aber ihre Macht zu brechen, wie sein armer Herr zu retten, aus den Netzen, mit denen sie ihn umstrickt hatte, zu befreien? — Wolff dachte Tag und Nacht darüber nach, und daß er damit zu keinem Resultate kam, verbitterte ihn noch mehr gegen die Anstifterin des Uebels; er war kein schlauer Intriguant und besaß nicht

die nothwendigste Kunst eines solchen, sich zu verstellen, daher mußte Gräfin Bassa leicht bemerken, wie sehr sich seine Gesinnungen in Bezug auf sie geändert hatten.

In der That legte sie ihrem guten Einvernehmen mit dem alten Diener mehr Werth bei, als dieser selbst sich vorstellen mochte. Schon bald nach der Anknüpfung einer vertraulicheren Bekanntschaft mit dem Rittmeister hatte die erste Veranlassung derselben, das Abenteuer mit dem Ringe, zwischen ihnen Erwähnung finden gemußt und Jener sich ganz offen über seine Erlebnisse an diesem Abende ausgesprochen; der alte Wolff spielte darin, wie man weiß, keine unbedeutende Rolle, und der Rittmeister hatte derselben in warmer Anerkennung der großen Verdienste, die sich dieser alte Soldat und Diener um ihn und seine ganze Familie erworben, gedacht. Diese Eröffnungen gerade dienten der Gräfin, die eine kluge, scharf beobachtende Frau war, zu einem sehr wichtigen Einblicke in den Charakter und das Gemüth des Mannes, den sie eng an sich zu fesseln bereits beschlossen hatte, und sie entnahm daraus, welche Gefühle sie bei ihm besonders schonen müsse, wenn sie ein vollständiges Uebergewicht behaupten wollte. Seitdem hatte sie Wolff nicht aus den Augen verloren und sich, sobald sie die Gelegenheit gefunden, persönlich auf ihn einzuwirken, alle Mühe gegeben, ihn für sich zu gewinnen, was ihr ja auch für längere Zeit recht gut gelungen war.

Der gute Alte hatte auch seine schwachen Seiten, die

der Schmeichelei nicht unzugänglich waren, sein gesunder Sinn ließ sich indeß nicht lange täuschen. Gräfin Bassa bemerkte dies nun recht gut, und nachdem sie noch einige verdoppelte Anstrengungen gemacht hatte, das alte Verhältniß zwischen ihr und ihm wiederherzustellen, sich aber überzeugen gemußt, daß dieseben erfolglos blieben, faßte sie den Entschluß, Wolff um jeden Preis aus der Nähe seines Herrn zu entfernen, wenigstens auf so lange Zeit, bis sie ihr nächstes Ziel, die Verheirathung mit dem Letzteren, erreicht haben würde. Sie mußte also doch sehr wohl wissen, daß dasselbe noch keinesweges gesichert war, und die Befürchtung hegen, daß der Rittmeister durch eine ernste, tief in sein Gemüth eingreifende Mahnung zur Umkehr auf dem Wege, den er an ihrer Hand eingeschlagen hatte, gebracht werden könne.

Gewaltsam gegen den Alten aufzutreten, wagte sie aber nicht, sondern nahm ihre Zuflucht zur List. Der Rittmeister hatte gelegentlich einer gemeinsamen Spazierfahrt, ein schönes und kostbares Reitpferd bewundert; in dieser Beziehung hatte er sich noch immer seine alte Passion erhalten. Schon in den nächsten Tagen war das Thier, unter heimlicher Vermittelung Ignaz', im Besitze der Gräfin, und sie überraschte nun ihren Freund mit diesem ihm sehr angenehmen Geschenke. Die Frage lag nun auf der Hand, was aus dem Thiere werden solle, wenn man schon in nächster Zeit, wie beabsichtigt wurde, die Stadt verließe, um, aller Vermuthung nach, sobald nicht dahin zurück-

zukehren. Einen bestimmten Plan für ihr ferneres gemeinsames Leben hatten der Rittmeister und die Gräfin überhaupt noch nicht gemacht oder wenigstens nicht besprochen; es war wohl die Rede davon gewesen, daß sie ihre Vermählung nicht hier, wo der Erstere viele Bekannte hatte, deren Urtheil über einen so raschen Schritt sie doch wohl fürchten oder lästig finden mochten, vollziehen lassen wollten, sondern in einer anderen Stadt, ob sie dann aber auf größeren Reisen das bisherige vergnügungsvolle Leben fortsetzen oder sich in eine stille Häuslichkeit zurückziehn würden, war noch unbestimmt geblieben. Des Rittmeisters Wünsche deshalb waren getheilt, im Grunde neigte er sich aber doch der letzteren Wahl zu, schon, um sein väterliches Gut wieder von den drohenden Gefahren zu befreien.

Er nahm es daher mit Freuden auf, daß Bassa bei dieser Gelegenheit aussprach, sie würden doch wohl sehr bald nach seiner Heimath zurückkehren, und vorschlug, das Pferd dahin vorauszusenden. Da lag es denn nun wohl am nächsten und sie deutete auch darauf hin, daß Wolff das seinem Herrn doppelt theure Geschenk in seine vorsorgliche Obhut nehme und dorthin transportire.

Die mürrische Laune des Alten war dem Rittmeister auch nicht entgangen und regte, da er ihren Grund wohl verstand, vorwurfsvoll sein Gewissen an, was unter solchen Umständen immer eine sehr lästige Sache ist; deshalb kam ihm dieser Vorwand, den treuen Diener, den er nicht geradezu verlassen wollte, auf einige Zeit von sich zu ent-

fernen, sehr gelegen. Die Scheidung seiner Ehe war um diese Zeit bereits ausgesprochen, seiner Abreise mit der Gräfin stand also Nichts mehr im Wege.

Der alte Cavallerist hatte sich in Wolff unmöglich verleugnen gekonnt, als ihm das prächtige Thier übergeben worden war; er vergaß darüber, daß es ein Geschenk der Gräfin sei, welches für die augenblicklichen Verhältnisse eigentlich sehr überflüssig erscheinen konnte. Seine Freude wurde nun aber nicht wenig gestört, als ihm der Rittmeister, allerdings mit der freundlichsten Miene, ankündigte, er müsse sich in den nächsten Tagen aufmachen, das Pferd nach Hause zu bringen, und könne ihn dort gleich erwarten; in kürzester Zeit, hoffe er, selbst nachzufolgen.

Der Alte sah seinen Herrn groß und tief an; wenn es ihm auch noch nicht in den Sinn kam, die Gräfin könne dieses Mittel gewählt haben, ihn von dessen Seite zu entfernen, so sträubte sich doch sein Gefühl dagegen, gerade jetzt den Rittmeister zu verlassen; eine dunkle Ahnung kam ihm wohl auch, daß der Letztere seiner Beobachtung ledig sein wolle, aber auch er besaß seinen Stolz, der sich über eine solche Vermuthung empörte, und dieser erlaubte ihm nicht, etwas Anderes zu erwidern, als:

„Wie der Herr Rittmeister befehlen! — Aber wer wird dann, mit Verlaub zu fragen, inzwischen die Bedienung bei dem Herrn Rittmeister übernehmen?"

„Ich werde noch eine kurze Zeit reisen, Alter," war die

mit niedergeschlagenen Augen ertheilte Antwort, — „da helfe ich mir schon selbst einmal.“

Wolff machte Kehrt und ging; er biß dabei die Zähne aufeinander, um seinen Schmerz und Unwillen gewaltsam zu unterdrücken. Er hätte so gern gefragt, ob auch die Gräfin mitreisen, etwa gar mit seinem Herrn in die Heimath zurückkehren werde, aber das wäre doch gar zu weit über die Disciplin gegangen.

„Nun, wie Gott will!“ sagte er zu sich selbst, eine recht grimmige Miene machend; — „ich kann's nicht ändern. Um den Preis hätte es auch beim Alten bleiben können!“

Der Alte war zur bestimmten Stunde reisefertig; seitdem hatte er kaum noch ein Wort mit dem Rittmeister gewechselt, der ihm auch möglichst aus dem Wege ging. Nun trat er wieder vor seinen Herrn, um dessen letzte Instruktionen in Empfang zu nehmen.

Daß dem Rittmeister der Abschied schwer wurde und er sich geheimer Vorwürfe nicht erwehren konnte, war leicht aus seiner Unsicherheit und der Befangenheit, mit der er dem Blicke des Alten zu begegnen vermied, zu ersehn; nebenbei befand er sich auch in keiner geringen Verlegenheit, welches Benehmen gegen seinen Bruder Ewald er ihm nun empfehlen sollte. Wolff kannte noch nicht das vollständige Zerwürfniß zwischen den beiden Brüdern, wie es sich erst aus der letzten schriftlichen Unterhandlung ergeben hatte.

Der Rittmeister händigte ihm nun ein umfangreiches

Schreiben an den Gutsinspektor ein und fügte noch mehrere mündlich auszurichtende Aufträge an denselben hinzu; von seinem Bruder sprach er kein Wort, was Wolff endlich doch zu der Frage veranlassen mußte, ob er dem Herrn Baron Ewald bei seiner gehorsamsten Meldung nicht auch eine Bestellung zu machen habe.

„Laß das gut sein,“ erwiderte der Rittmeister barsch; „ich habe erst vor wenigen Tagen an meinen Bruder geschrieben, und es ist nicht einmal nothwendig, daß Du Dich ihm vorstellst; ich wünsche das sogar nicht einmal, kann es Dir aber natürlich nicht geradezu verbieten, — wir haben einen kleinen Zwist gehabt, das ist Alles; das Weitere wird sich nach meiner Rückkehr finden.“

„Und nun reise mit Gott, Alter,“ setzte er rasch hinzu, als er bemerken mußte, wie sich das Gesicht Wolff's noch mehr verfinsterte und demselben eine Bemerkung auf den Lippen zu schweben schien, und dabei reichte er ihm die Hand hin. „Wir sehn uns bald wieder.“

Der alte Diener ergriff die ihm gebotene Hand, drückte sie warm und lange, und seine Stimme zitterte leise, als er entgegnete:

„Mit Gottes Hülfe glücklich, Herr Rittmeister; möge Ihre Wiederkehr in die Heimath so glücklich wie ehemals sein, als der Herr Oberstwachtmeister noch am Leben waren, wenn wir auf Urlaub von der Garnison kamen. Da brachten wir immer ein frohes und freies Herz mit, und der selige alte Herr konnte dann wohl mit Stolz und

Freude auf den schmucken, braven Herrn Offizier blicken, der leibhaftig so aussah, wie er selbst in seiner Jugend. Es war doch eine schöne Zeit, Herr Rittmeister, und ich kann sie nimmermehr vergessen!"

Der Rittmeister wurde auffällig bleich, und es zuckte leise in seinem Gesichte.

„Die Zeiten haben sich geändert, Wolff," sagte er mit leiser, bewegter Stimme, dann aber setzte er, sich zusammennehmend, in beinahe schroffem Tone hinzu:

„Lebewohl, alter Freund; es ist die höchste Zeit, daß Du Deine Reise antrittst; versorge mir das Pferd gut, und — hörst Du — lasse Dir selbst auch Nichts abgehn, daß ich Dich gesund und frisch wiederfinde."

„Zu Befehlen, Herr Rittmeister! Gehorsamstes Adje!"

Der Alte ging; sein Herr deckte die Hand über die Stirn und stand noch eine ganze Weile unbeweglich da; dann raffte er sich plötzlich mit den halblauten Worten auf:

„Thorheit! der Alte sieht Gespenster; ich will aber jetzt erst das frische Leben ordentlich genießen."

Gräfin Bassa ließ es ihm nicht an Gelegenheit dazu fehlen; sie wußte sehr bald die ihm momentan überkommenen trüben Gedanken zu verscheuchen und seinen Blick aus der Vergangenheit in die Gegenwart und Zukunft zu lenken.

Schon zwei oder drei Tage später verließen Beide diese Stadt und begaben sich, nur Ignaz mitnehmend, der jetzt auch den Rittmeister wie ein gehorsamer, willenloser Sklave

bediente, nach einem andern Orte, wo sofort alle Vorbereitungen zu ihrer Vermählung getroffen wurden.

Das machte hier nun etwas mehr Umstände, als sie Baron Ewald bei seiner Heirath nach den Gesetzen der Insel zu überwinden gehabt hatte, aber nach Verlauf einiger Wochen hatten sie ihr Ziel doch erreicht und feierten eine glänzende, Aufsehn erregende Hochzeit, zu der eine Menge von Gästen eingeladen wurde, die alle nur neue, flüchtige Bekannte waren.

Nun fand es der Rittmeister, der sich übrigens ganz glücklich fühlte, doch an der Zeit, die alte Idee, nach seiner Heimath zurückzukehren, wieder aufzufrischen, weniger weil er eine wirkliche Sehnsucht hatte, sich aus diesem Taumel des Vergnügens zu reißen und sein väterliches Haus wiederzusehn, als aus dem schon früher angeführten Grunde, der ihn doch mit großer Besorgniß erfüllte.

Er fragte deshalb beinahe schüchtern bei seiner Frau an, die sich doch unmerklich in das Uebergewicht zu setzen gewußt hatte und von der er sich in gewisser Beziehung abhängig fühlen mußte. Bassa lachte ihm, zwar in der liebenswürdigsten Weise, aber doch geradezu in das Gesicht; sich jetzt, wo ihr Glück erst recht aufgeblüht war und sie mit neuer Lebenslust erfüllte, wie sie sagte, auf ein von der Welt abgelegenes Landgut zu verbannen, war durchaus nicht nach ihrem Geschmacke, was sie auch gar nicht verhehlte; sie entwickelte ihrem überraschten Gemahle noch eine lange Reihe von Reiseplänen, und als er nun gestand, aus

welchen Ursachen seine Rückkehr in die Heimath nothwendig werden dürfte, erwiderte sie, ebenso heiter und unbefangen lachend, dieselben ließen sich ja auf viel einfachere Art heben.

Der Rittmeister hatte eigentlich noch gar keinen Begriff von dem Vermögen seiner Frau; ein leicht erklärliches Zartgefühl hielt ihn ab, sie deshalb zu befragen, und sie schien es nicht für nothwendig zu halten, ihm mit solchen prosaischen Auseinandersetzungen entgegenzukommen.

„Was mein ist, gehört auch Dir!" sagte sie nur und erklärte sich sogleich bereit, die Summen herzugeben, welche zur Befreiung des Gutes von der großen Schuldenlast nothwendig waren.

Wir wollen dahingestellt sein lassen, ob Bassa damit nur in jener etwas leichtfertigen Großherzigkeit handelte, welche man als einen Charakterzug ihrer Nation zu bezeichnen pflegt, oder ob sie noch den Hintergedanken in sich barg, in dieser Beziehung ihren Gatten von sich abhängig zu erhalten.

Der Letztere konnte mit dem Anerbieten, das sie ihm machte, wohl einstweilen zufrieden sein, zumal es sofort in das Werk gesetzt wurde; es war beinahe mehr, als er gehofft hatte; er erhielt so viel, wie er brauchte, und verwandte diese Summe wirklich dazu, sein väterliches Erbtheil wieder ganz zu seinem Eigenthum zu machen.

Aus dieser Bereitwilligkeit Bassa's mußte er einen hohen Begriff sowohl von ihrer aufrichtigen Liebe für ihn, als von

ihrem Reichthume bekommen und fühlte sich um so weniger veranlaßt, in diese Verhältnisse, die eine so unerschöpfliche Quelle darzubieten schienen, näher einzudringen. Es konnte fast wie ein Mangel an Vertrauen aussehn, daß sie ihre Geldgeschäfte ganz allein führte, ihn dabei wenigstens nur in Kleinigkeiten zu Rathe zog, es lag darin auch ein bedrückendes Gefühl für ihn, aber wäre es nicht eine Beleidigung für sie gewesen, dieses Vertrauen erzwingen zu wollen?

Dazu konnte er sich um so weniger entschließen, als die Flitterwochen kein Ende nehmen zu wollen schienen und er dennoch immer deutlicher empfand, daß er nicht auf seinem richtigen Platze stehe. Einen Tropfen Bitterkeit mischte dieses Gefühl doch in sein Glück, das übrigens Nichts zu wünschen übrig ließ, denn, im Gegensatze zu seiner ersten Ehe, fand er bei Bassa eine feurige Zärtlichkeit, eine Beachtung seiner kleinsten Wünsche, die sie ihm schon aus den Augen ablas, kurz, eine Hingebung, die ihn nur beglücken und stolz machen konnte. War es ein Wunder, daß er sich unter solchen Umständen leiten ließ, wie sie wollte? — daß er nicht daran dachte, seine Würde als Gatte ängstlich herauszukehren, wo anscheinend auch nicht der leiseste Versuch gemacht wurde, daran zu rütteln?

Ja, der alte treue Wolff hatte Gespenster gesehn, sagte er sich jetzt oft mit heiterem Lächeln; er würde ihn gern durch den Augenschein von dem Gegentheile überzeugt haben, denn er entbehrte wirklich den Alten und dachte häufig

daran, wie gekränkt sich derselbe durch die ihm widerfahrene Zurücksetzung fühlen müsse; aber Bassa hatte geäußert, es sei unnöthig, mehr Dienerschaft bei sich zu führen, und dem „alten mürrischen Manne" möchte das Reisen auch nicht zuträglich sein.

Wolff wurde also nicht zurückgerufen.

Der Rittmeister seinerseits gab auch den Gedanken an die baldige Heimkehr auf; dort erwarteten ihn ja nur peinliche Verhältnisse seinem Bruder gegenüber, Alles war wieder auf das Beste arrangirt, so daß seine persönliche Anwesenheit ganz überflüssig erscheinen konnte, und noch reizte ihn dieser Taumel von Vergnügungen, in denen er neben seiner Frau eine glänzende Rolle spielte.

Das Paar bereiste die Schweiz und Italien; die Wohlhabenheit, die es zur Schau trug, gewann ihm überall schnell ergebene Freunde. Ueberall war Bassa der Glanz- und Mittelpunkt der Gesellschaft, und man mußte den Rittmeister für den beneidenswerthesten Mann von der Welt halten, da diese schöne, begehrungswerthe Frau ihn immer in den Vordergrund zu stellen wußte und eine Anhänglichkeit für ihn zeigte, welche den bittersten Neid ihrer vielen Bewunderer erregen mußte.

Er hätte ein Thor sein müssen, wäre er eifersüchtig gewesen; ihr Benehmen gab ihm auch nicht den geringsten Grund dazu. Freilich strahlte ihr Glanz nur auf ihn zurück, aber so ganz unbedeutend war er doch auch nicht, daß er sich dadurch hätte verletzt fühlen dürfen.

Mit dem Beginne des Sommers begab sich das Paar nach Paris, wie es Bassa wünschte. Sie hatte sich schon früher daselbst längere Zeit aufgehalten und fand hier, theils unter der polnischen Emigration, theils unter der eingeborenen Aristokratie einen großen Kreis von alten Bekannten, der bis in die höchsten Sphären der Gesellschaft hinaufreichte. Der Rittmeister wurde mit großer Zuvorkommenheit aufgenommen, aber auch hier wieder ließ sich der Neid, den man ihm um den Besitz einer so schönen und reichen Frau zutrug, nicht ganz verstecken; indessen war er doch eine Persönlichkeit, an die sich die offene Mißgunst nicht so leicht hinanwagte.

Er sah sich nun von vielen ihm ganz fremden Elementen umgeben und fühlte sich dabei nicht ganz wohl, zumal er bald die Bemerkung machen mußte, daß Bassa, wenn sie ihn auch keineswegs vernachlässigte, sich doch ihren alten Freunden sehr innig anschloß und mit denselben zuweilen sogar in geheimnißvoller Weise verkehrte. Es bedurfte auch keiner vertraulichen Eröffnung von ihrer Seite, um ihm dies zu erklären; aus der unwandelbaren Anhänglichkeit für ihr unglückliches Vaterland hatte sie ihm nie ein Geheimniß gemacht, und wenn sie hier Gesinnungsgenossen fand, denen sie vielleicht unausführbare Pläne schmieden half, so trat dies ihren ehelichen Pflichten nicht zu nahe, mußte ihn aber doch mit Besorgniß erfüllen, da er einem Staate angehörte und den Charakter eines Offiziers desselben trug, gegen den solche Bestrebungen doch auch immer gerichtet waren.

Hochgestellte Landsleute, die er hier fand, machten ihn in delikater Weise auch darauf aufmerksam, wodurch seine Verlegenheit und Unzufriedenheit noch gesteigert wurden, so daß er endlich doch für unumgänglich nothwendig befand, ein ernstes Wort mit seiner Gemahlin darüber zu sprechen.

Bassa war augenscheinlich unangenehm überrascht durch diesen ihr noch ganz ungewöhnten Ton, wie sanft er ihn auch gehalten haben mochte; der Ausdruck des Unwillens und das Bestreben, ihre Selbstständigkeit zu wahren, kämpften auf ihrem sich tiefer färbenden Antlitze, und der erste Sturm schien sich an dem bisher noch ungetrübten Himmel, der über dieser Ehe schwebte, zusammenzuziehn, aber wirkliche Liebe oder Klugheit trugen in Bassa den Sieg davon.

Ihre Aufwallung unterdrückend, antwortete sie ihrem Manne, sie könne ihn auf das Heiligste versichern, daß man einen falschen Verdacht in ihm erweckt habe; man denke unter den jetzigen politischen Verhältnissen in der Emigration gar nicht daran, zu konspiriren, und sie besonders fühle gar keine Anlage dazu; die Geheimnisse, welche sie mit ihren Freunden verhandele, bezögen sich nur auf materielle Unterstützungen unglücklicher und würdiger Landsleute im Exile, und es sei doch selbstverständlich, daß man die Oeffentlichkeit davon ausschließen müsse. Unmöglich könne er, der Rittmeister, ihr doch einen Vorwurf daraus machen, daß sie ihr Vaterland, wie sie ihm ja auch nie verhehlt hätte, glühend liebe und ihr Herz, wie ihre Hand sich Denen zuwendeten, durch deren Adern dasselbe Blut wie in

den ihrigen flösse, welche dieselbe Sprache redeten und die Genossen ihrer wichtigsten Lebensschicksale gewesen wären. Es sei abscheulich, daß man diese Unglücklichen, denen man die theuersten Güter geraubt habe, noch obenein zu verdächtigen und von einander zu trennen suche; ihrer unumstößlichen Ansicht nach verlange die Liebe, die sie ihrem Gatten zutrage, nicht das Opfer ihres Patriotismus und der natürlichsten Empfindungen, die man ja sonst allgemein anzuerkennen pflege, und sie beschwöre ihn, nicht auf böswillige Einflüsterungen zu hören und ungerechte Ansprüche an sie zu machen.

Vassa sprach aus vollem Herzen, mit Thränen in den Augen; wenn die letzteren allein den Rittmeister schon bewältigt haben würden, so sah er auch ein, daß sie von ihrem Standpunkte aus eigentlich gar nicht anders fühlen und handeln könne. Dennoch blieb die schiefe Stellung, in der er selbst dabei sich befand, dieselbe. Es schien hier also keinen anderen Ausweg zu geben, als daß man Paris baldmöglichst verließe, und indem er sie dringend darum bat, fügte er hinzu, daß sie die Werke der Freundschaft und Mildthätigkeit ja ebenso gut, wie wahrscheinlich auch früher schon, aus der Ferne werde fortsetzen können.

Aber hier trat nun doch ein Eigensinn Vassa's hervor, der sich weniger rechtfertigen ließ als ihre bisherigen Auslassungen; sie meinte, sie fühle sich wohl in Paris, der Rittmeister könne dies ebenso gut, wenn er sich nur über Vorurtheile und Mißtrauen hinfortsetzen wollte, solchen

allein nachzugeben, sei unter ihrer Würde und er ja jetzt unabhängig genug, um sich gegen ungerechte Beurtheilungen wahren zu können, übrigens aber — und das berührte ihn gerade am Empfindlichsten — liege es ja in seinem freien Willen, sich von diesen ihm nicht ganz zusagenden Gesellschaften ferner zu halten.

Ob sie nicht bedachte, daß sich daraus auch eine allmälige Entfremdung zwischen ihnen Beiden ergeben müsse? daß alle Interessen von Mann und Frau stets auf das Engste verbunden sein sollen und es die Pflicht und die naturgemäße Stellung der Letzteren ist, die ihrigen dem des Ersteren unterzuordnen? — Der Rittmeister sagte sich Das wenigstens, aber sein Stolz und die Befürchtung, daß diese Unterhandlungen zu weit führen und einen heftigeren Ausgang nehmen möchten, hielten ihn ab, es auszusprechen.

Er war unzufrieden und konnte dies auch nicht ganz verhehlen; als kluge Frau schien sie dies nicht zu verstehn und verdoppelte ihre Zärtlichkeiten, mit denen sie ihn für den Augenblick so gut zu fesseln wußte.

So war das drohende Gewitter denn dieses Mal glücklich vorübergezogen, hatte die Luft aber nicht von der drückenden Schwüle gereinigt, die neue unheilschwangere Wolken erzeugen konnte und mußte.

Der Rittmeister hatte sich wirklich vorgenommen, für seine Person jene Kreise zu vermeiden, die, so achtungswerth und angenehm sie an und für sich waren, doch für seine Verhältnisse nicht recht passend erschienen, aber er er-

innerte sich noch zu gut, wohin es geführt hatte, daß Clementine und er ihre Wege von einander trennten, als daß er es auf die möglichen Folgen eines solchen Verfahrens ankommen zu lassen gewagt hätte.

Wir sagten schon, daß er noch nicht den leisesten Grund gefunden hatte, auf Bassa eifersüchtig zu sein; wenn man indessen eine schöne und liebenswürdige Frau besitzt, der ganz offene Huldigungen zugetragen werden, die sie auch als einen ihr gebührenden Tribut in Empfang nimmt, so würde es doch noch mehr als stumpfe Gleichgiltigkeit verrathen, wenn man sie ganz außer Augen ließe und ihre Bekanntschaften nicht einer näheren Prüfung zu unterziehn versuchte.

Bassa am nächsten stand in dieser Gesellschaft offenbar ein Herr von Podlawski; — vielleicht erinnert man sich noch, daß Ignaz sich dieses Namens zur Entschuldigung bedient hatte, als er dem alten Wolff zum ersten Male im Hause des Rittmeisters begegnet war. Bassa hatte diesen Herrn ihrem Gatten als den besten Freund ihres verstorbenen Gemahls vorgestellt und ihm später mitgetheilt, er habe während der letzten Erhebung in Russisch-Polen mit großer Auszeichnung eine ansehnliche Reiterschaar geführt und ihre letzten Schicksale auf dem Schauplatze des Kampfes getheilt; es war daher wohl ganz natürlich, daß sie sich auf das Herzlichste wiederbegrüßten und in ein vertraulich freundschaftliches Verhältniß zu einander traten.

Herr von Podlawski war ein großer und schöner Mann,

wohl nur um wenige Jahre älter als der Rittmeister, feurig und kühn in seinem ganzen Wesen und Auftreten; mit der vollendetsten gesellschaftlichen Tournüre begabt, hochgebildet, unabhängig, insofern er wenigstens unverheirathet und hier ohne Verwandtschaft war, — über sein Vermögen gingen die verschiedensten Gerüchte um — endlich noch von dem Märtyrerglanze eines polnischen Helden umstrahlt, konnte es nicht fehlen, daß er ein, besonders für das weibliche Geschlecht, höchst anziehendes Mitglied der Gesellschaft wurde, welchen Platz er mit der ritterlichen Courtoisie seiner Nation auch vollkommen zu behaupten wußte.

Dem Rittmeister war es nicht entgangen, daß Podlawski ihn schon bei der ersten Vorstellung nicht mit den günstigsten Augen betrachtete; die Erklärung dafür fand sich leicht darin, daß derselbe in ihm nicht allein den Offizier einer Armee, welche den Polen damals zwar nicht geradezu feindlich gegenüber gestanden, ihren kühnen Unternehmungen aber durch eine scharfe Ueberwachung der Grenzen doch großen Abbruch gethan hatte, sondern auch den Nachfolger in dem Herzen der Gattin seines besten Freundes sehen mußte. Die zuvorkommende Höflichkeit Herrn von Podlawski's verwischte indessen bald wieder diesen peinlichen Eindruck; er nannte sich ganz offen einen Freund des Rittmeisters, da er ein Freund von dessen Gemahlin sei.

Wirkliche Freunde konnten sie jedoch niemals werden, da ihre Gesinnungen in vielen Hinsichten zu weit auseinander gingen: der Rittmeister besonders, dem die Verstellung zu=

wider war, hielt sich sehr zurück. Die Vertraulichkeit, die zwischen diesem Manne und seiner Frau herrschte, gefiel ihm gar nicht, wiewohl er sich für überzeugt hielt, daß auf Bassa's Seite wenigstens dabei nicht das mindeste Unrecht sei; ob Herr von Podlawski dagegen nicht noch wärmere Gefühle als die der Freundschaft hegte, wurde ihm zuweilen zweifelhaft, wenn er beobachtete, mit welcher Lebhaftigkeit und welchem Feuer er sich mit ihr unterhielt. Als er einmal eine Bemerkung darüber gegen Bassa machte, lächelte sie ganz unbefangen über seine Anlage zur Eifersucht und meinte, wenn Jener zuweilen mit dem ihm eigenthümlichen Enthusiasmus zu ihr spreche, so beziehe sich derselbe jedesmal auf Angelegenheiten ihres gemeinschaftlichen Vaterlandes.

Sie hatte in ihrem Scherze ganz Recht: eine kleine Eifersucht hatte sich in dem Rittmeister doch allmälig ausgebildet; diese widersprach auch jetzt hauptsächlich seinem Vorsatze, seine Frau mehr ihr selbst zu überlassen. Er fand sich dadurch wieder in dieselben Gesellschaften gezogen, und so blieb Alles beim Alten, bis auf seine steigende Verdrossenheit über den Zwang, den er sich anthun, und die Verhältnisse, in die er sich fügen mußte; die Vorwürfe darüber fielen in seinem Innern immer schwerer, je weniger er sie auszusprechen wagte, auf Bassa; so ganz glücklich machte sie ihn doch nicht mehr.

In diesen Gesellschaften pflegte nun auch hoch gespielt zu werden, und wenn der Rittmeister unter anderen Um-

ständen der alten Neigung, die schon so manche bedenkliche Folgen nach sich gezogen hatte, vielleicht nicht nachgegeben haben würde, so suchte er jetzt in ihr doch eine Zerstreuung seines Unmuthes und verstrickte sich bald wieder in große Verluste, die er um jeden Preis wiedereinbringen wollte, damit er nicht genöthigt würde, die Hülfe seiner Frau in Anspruch zu nehmen. Das gelang ihm indessen, wie gewöhnlich, schlecht, und seine Stimmung wurde dadurch noch mehr erbittert.

Bassa erging es im Spiele nicht besser, doch nahm sie dies anscheinend mit mehr Gleichgiltigkeit auf; der Rittmeister konnte sich, wenn er ihre bedeutenden Verluste beobachtete, doch nicht der Besorgniß erwehren, daß sie selbst bei dem größten Vermögen zu weit gingen; aber wie hätte er davon sprechen gedurft?

Kurz, mit jedem Tage wäre es einem scharfblickenden Auge deutlicher geworden, daß das Verhältniß der beiden Gatten auf unnatürlichen Grundlagen ruhe, die früher oder später einmal zusammenbrechen müßten.

Zweites Kapitel.

Am Ziele.

Wir verließen Prinz Felix in einer todtenähnlichen Ohnmacht, umgeben von seinem tieferschütterten Oheim und den bestürzten und aufgeregten Offizieren.

Glücklicherweise war der Leibarzt des Herzogs bald zur Stelle und öffnete, kurz entschlossen, dem Prinzen eine Ader.

Er gab schwache Lebenszeichen von sich; ein Gemurmel der Freude ging durch die ganze Versammlung, die von dem alten Herzoge nun bis auf wenige Personen entlassen wurde. Mit Vorsicht schaffte man den Prinzen, dessen Zustand, bei seiner ohnehin schwachen Konstitution, der Arzt doch für sehr bedenklich hielt, in seine Zimmer, die, wie gesagt, in demselben Hause lagen, brachte ihn dort zu Bett, und umgab ihn mit der sorgfältigsten Pflege.

Auch der Herzog hatte sich in sein Schlafgemach zurückgezogen, nur begleitet von dem General von Worm, nachdem er befohlen, ihn von jeder Veränderung in dem Be-

finden seines Neffen, zu welcher Stunde der Nacht es auch sei, sofort Meldung zu machen.

Der General mußte ihm jetzt erst ausführlichen Bericht über das Vorgefallene erstatten, und danach ließ sich denn auf ihn nicht die leiseste Schuld schieben.

Der Herzog ging unruhig im Zimmer auf und nieder; er mochte sich selbst wohl Vorwürfe machen, daß er zu streng und rücksichtslos verfahren habe. Jedenfalls befand er sich in weicher Stimmung; das bewiesen die Worte, die er von Zeit zu Zeit abgebrochen an den General richtete, welcher sich auf seinen Befehl einen Stuhl nehmen gemußt hatte.

„Man wird Seine Hoheit morgen schwerlich von hier fortbringen können," meinte er, — „und Wir könnten es nicht verantworten, ihm in seinem leidenden Zustande durch die Fortsetzung der Truppenübungen Störung zu bereiten. Wie Wir aufrichtig diesen schweren Unfall beklagen, wollen Wir es auch an Nichts fehlen lassen, was weitere schlimme Folgen abwenden kann. Sie werden Unseren Befehl ausgeben, daß die Truppen morgen früh in ihre Garnisonen einrücken; die Manoeuvres sind beendigt."

Der General verbeugte sich, biß sich aber dabei auf die Lippen; es war ihm gar nicht recht, daß der Herzog in seiner Rücksichtsnahme für den Prinzen so weit ging, was bei dem alten Herrn viel sagen wollte; er begann schon zu fürchten, daß dieser Vorfall die ganze von ihm angelegte Intrigue über den Haufen stürzen könne, wenn das Herz

des Oheims sich dadurch wieder dem Neffen zugewandt hätte.

Es schien, als ob sich diese Vermuthung durch die weiteren Worte des Herzogs bestätigte.

„Wenn der Prinz sich einigermaßen erholt hat, wie Wir zu Gott hoffen," fuhr er fort, — „so müssen Wir ihn baldmöglichst von hier forttransportiren lassen, damit ihm eine um so sorgsamere Pflege zu Theil werde. Der Arzt hat mir gesagt, daß sich eine längere Krankheit mit Bestimmtheit erwarten lasse. Sie müssen deshalb sogleich an Gräfenitz schreiben, Worm, damit auf der Rosenburg alle Veranstaltungen zu seiner Aufnahme getroffen werden."

„Auf der Rosenburg?" stammelte der General ganz fassungslos.

„Wo sonst? — Abgesehn davon, daß es in der Stadt noch mehr Aufsehn geben würde, wenn man den Prinzen dahin brächte, so fühlt er selbst sich auf der Rosenburg am wohlsten, — das wissen Wir ja. Die Aerzte werden Wir hinausschicken und draußen stationiren lassen. Und dann — die Frau dort! — er wird sich unter ihrer Hand am besten befinden; auf die Weise kann sie noch einen wirklichen Nutzen stiften."

Dem General-Adjutanten stand so ziemlich der Verstand still; er erkannte den alten starren Herrn gar nicht wieder.

Der Herzog war an das Fenster getreten und blickte auf den dunklen Hof der Meierei nieder; ein schwaches,

dumpfes Geräusch, das von da heraufdrang, mußte seine Aufmerksamkeit erregt haben.

Plötzlich trat er zurück, und seine Stirn war tief gefaltet; er schien weniger erzürnt, als von einer ihm unerklärlichen Wahrnehmung betroffen zu sein.

„Was ist Das da unten?" fragte er. „Der ganze Hof ist mit Menschen angefüllt, mit Soldaten. Was sind das für Unregelmäßigkeiten? Der Zapfenstreich ist schon vor mehr als einer Stunde geschlagen worden. Ich will sofort Berichterstattung darüber haben, Excellenz!"

Der General sprang sogleich auf und eilte an das Fenster; er machte dieselbe Bemerkung und begann unwillkürlich an allen Gliedern zu zittern; es schwebten ihm unklare Vorstellungen von Demonstrationen zu Gunsten des Prinzen, die sich vorzüglich gegen seine eigene Person richten könnten, vor, hatte er doch schon vorher die Bemerkung gemacht, daß viele der Offiziere geneigt gewesen zu sein schienen, ihm alle Schuld an dem Unfalle beizumessen.

„Beeilen Sie sich, Excellenz, ich will Auskunft haben!" drängte der Herzog in einem Tone, der seine eigene Besorgniß verrieth.

Der General stürzte hinaus; es war ihm dabei doch sehr unheimlich zu Muthe, das böse Gewissen klopfte laut an.

Die Sache war indessen nicht so schlimm, wie sie ihm und wohl auch dem Herzoge ausgesehen hatte. Wirklich war der Hof mit einer Menge von subalternen Offizieren

und Soldaten angefüllt, die sich aber äußerst ruhig verhielten; wie sich ergab, hatte sie nur die Theilnahme für den Prinzen zusammengeführt, um zu hören, wie sein plötzliches Unwohlsein sich gestalten werde.

Dennoch biß der General im Aerger die Zähne aufeinander; das war ja wieder ein Beweis für die in seine Pläne so schlecht passende Anhänglichkeit des Volkes, ja selbst der Armee, die in solchen streitigen Fällen doch leicht den Ausschlag geben kann, an den Prinzen.

Er mochte es nicht auf sich nehmen, die Leute ohne höheren Befehl fortzuschicken, und schlich sich wieder hinauf. Als er dem Herzoge seinen Rapport abstattete, mochte Dieser ähnlich wie er denken, denn sein Gesicht wurde noch finsterer; mißtrauisch war er ja stets gewesen.

„Wenn die erste Nachricht der Aerzte über das Befinden Seiner Hoheit eingetroffen ist," sagte er kurz und barsch, „soll man die Leute zu Bette schicken; Wir erkennen die Theilnahme an, wollen aber vor allen Dingen die militärische Ordnung erhalten wissen."

General von Worm athmete wieder etwas leichter auf; jetzt erkannte er seinen Herrn doch wieder.

Das erste Bulletin ließ nicht lange auf sich warten; der Leibarzt selbst erschien, um es dem Herzoge mündlich zu bringen.

Der Prinz hatte das Leben, aber nicht das volle Bewußtsein wiedergewonnen; augenblicklich lagen nicht zu schwere Befürchtungen vor, aber gewiß war, daß sich eine

ernste Nervenkrankheit entwickelte, über deren Verlauf und Ausgang sich noch Nichts bestimmen ließ.

Auf die Frage des Herzogs, ob es gerathener wäre, den Prinzen hier zu lassen oder nach Schloß Rosenburg zu transportiren, lautete die Antwort, in dieser abgelegenen Gegend möchte die ärztliche Behandlung und Pflege doch auf manche Hindernisse stoßen, der Kranke würde am nächsten Morgen mit der nöthigen Vorsicht zu transportiren sein; indessen schlug der Arzt vor, ihn nach der Stadt zu schaffen, wo man alle Hülfsmittel doch am ersten zur Hand habe.

Davon wollte der alte Herr aber Nichts wissen; die Theilnahme der Soldaten bewies ihm jedenfalls, was sich von der des gesammten Volkes in der Stadt erwarten lasse, und er mußte darin Bedenklichkeiten finden; es blieb dabei, daß der Prinz am anderen Morgen nach der Rosenburg gebracht werden solle, womit man ihm selbst zweifellos auch den größten Gefallen that.

Noch in der Nacht ging ein Courier dahin ab; die Adjutanten und Ordonnanzen flogen in dem Kantonnementsrayon umher und brachten den Truppen den überraschenden Befehl zum Einrücken in ihre Garnisonen. Der Herzog ließ sich während der Nacht noch mehrmals Bericht über das Befinden des Prinzen erstatten, besuchte ihn selbst am andern Morgen, fand ihn aber bewußtlos in den ersten Fieberausbrüchen vor und begab sich darauf eiligst nach der Stadt.

Später wurde Prinz Felix unter ärztlicher und übrigens nothwendiger Begleitung in einem geschlossenen Wagen, mit Anwendung aller erdenklichen Vorsicht und Bequemlichkeit fortgeführt; der traurige Zug durfte aber nicht die Stadt passiren, in der um diese Zeit schon eine große, durch übertriebene Gerüchte genährte Aufregung herrschte, sondern mußte einen weiten Umweg machen; erst gegen Abend erreichte er Schloß Rosenburg.

Daselbst war der abgesandte Courier in den ersten Morgenstunden eingetroffen, und seine Nachrichten hatten Alles in den größten Alarm versetzt. Die schriftliche, an den Major von Gräfenitz gerichtete Anzeige des Generals von Worm sprach nur von einem unerwarteten Krankheitszufalle, die Erläuterungen, die der Courier dazu geben konnte, klangen aber, wiewohl verwirrt und höchst unvollständig, doch so verdächtig, daß der Major gar nicht wußte, was er von der Sache halten solle.

Wie in der Stadt, so verbreiteten sich im Schlosse auch sogleich haarsträubende Gerüchte von einer gegen den Prinzen verübten Gewaltthat, und dabei wurde laut der Name des Generals von Worm, flüsternd der des alten Herzogs genannt; — das Volk hat seinen Instinkt.

Soviel begriff der Major doch, daß der Herzog den kranken Prinzen nicht nach der Rosenburg geschickt haben würde, hätte er die Absicht gehabt, ihn von Clementinen fernzuhalten; wie er sich diesen Umschwung in seiner Meinung erklären sollte, wußte er ebenso wenig als der General

von Worm, der deshalb auch wahrscheinlich diesen Punkt gar nicht berührt hatte; danach schien es ihm aber doch geboten, ihr vorläufig mit aller Rücksicht entgegenzukommen.

Er ließ sich also, sobald der volle Tag angebrochen war, bei ihr mit der Ankündigung einer wichtigen Botschaft melden, und, dadurch beunruhigt, erhob sie sich und empfing ihn alsbald. Inzwischen hatten ihre Mädchen Rosa und Käthe schon Mancherlei von den im Schlosse umlaufenden Gerüchten aufgeschnappt, ihre Bestürzung darüber nicht zu verbergen vermocht, und auf Befragen doch schon einige Aeußerungen gethan, die Clementine das Schlimmste ahnen lassen konnten.

Sie kam daher dem Major ganz verstört entgegen, und als sie auch sein Gesicht so ernst erblickte, konnte sie einen heftigen Thränenstrom nicht zurückhalten und beschwor ihn angstvoll, ihr sogleich die ganze Wahrheit zu sagen. So weit man ihre wahren Empfindungen für den prinzlichen Geliebten kennen gelernt hat, wird man, wenn man ihr auch nicht alle Theilnahme an einem ihm zugestoßenen Unfalle absprechen darf, doch wohl nicht zweifeln, daß sie das größte Unglück in der Bedrohung ihrer eigenen Existenz fürchtete.

Der Major konnte beim besten Willen nicht viel mehr sagen, als daß der Prinz am vergangenen Abende im herzoglichen Hauptquartiere plötzlich erkrankt sei, und bald auf der Rosenburg einzutreffen gedenke; seiner Vermuthung nach mochte der schnelle und anstrengende Ritt Seine Hoheit zu

sehr angegriffen haben, woraus sich dem Uebel nicht eine allzuschwere Bedeutung beilegen ließ, zugeben mußte er endlich aber doch, man werde den Prinzen wie einen Schwerkranken bringen.

Seine Tröstungen vermochten auf Clementine nur wenig Wirkung auszuüben, da sie ihm zu leicht ansehn konnte, daß er selbst sehr unruhig war, und wiewohl er allen Personen, die mit ihr in Berührung kamen, den strengsten Befehl ertheilte, sie Nichts von den unsinnigen Gerüchten, denen er auf das Bestimmteste zu widersprechen suchte, hören zu lassen, konnte es doch nicht fehlen, daß sie hier und da abgebrochene Worte und sorgenvolle Mienen auffaßte, was ihre Angst im Laufe des Tages immer mehr steigerte; so viel wußte sie bereits, daß der plötzliche Krankheitszufall des Prinzen durch den alten Herzog in irgend welcher Weise veranlaßt sein sollte, und welche Vermuthung lag da nun näher, als daß gerade ihrer Persönlichkeit wegen ein Streit ausgebrochen sei? — Oder wenn der regierende Herr nur überhaupt diese Gelegenheit benutzte, sie gewaltsam von seinem Neffen zu trennen?

Bei den Vorbereitungen zur Aufnahme des Prinzen legte sie selbst Hand an; bei ihrer im Schlosse schon offenkundigen Stellung schien es ihr geboten, sich dieser Pflicht zu unterziehen, und sie that es auch gern, weil sie darin eine theilweise Zerstreuung der sie beängstigenden Gedanken fand.

So kam der Abend heran und mit ihm der Kranken-

transport, dem der Major entgegengeritten war. Dem Letzteren wurde nun Alles durch die mündlichen Mittheilungen der begleitenden Aerzte und Offiziere, sowie durch ein ausführliches Handschreiben des Generals von Worm klar, bis auf den einen Punkt, welcher in dem letzteren besonders betont wurde, daß der Herzog den Wunsch ausgesprochen habe, Frau von Burgstein möge die Pflege des Prinzen übernehmen.

Als man den jetzt wieder ganz bewußtlosen Patienten in das Schloß brachte, machte der leise Jammer der treuen Dienerschaft, sowie die ganze düstere Scenerie einen herzerschütternden Eindruck, dessen sich selbst der Major, der doch sonst seine Empfindungen so gut zu beherrschen wußte, nicht erwehren konnte. Um wie viel mehr mußte nicht Clementine darunter leiden, die doch noch ein weicheres Herz besaß und einen viel größeren Verlust zu befürchten hatte?

Der Schmerz, den sie zeigte, war kein verstellter; wie oft sie an diesem Tage auch bereut haben mochte, so wenig gesicherten Verhältnissen ihre Zukunft anvertraut und eine feste Stellung in eitler Verblendung aufgegeben zu haben, verschwanden solche Erwägungen jetzt doch vor dem wahrhaft weiblichen Gefühle schmerzlichen Mitleidens.

Als sie den Prinzen im beklagenswerthesten Zustande erblickte, überkam sie eine trostlose Verzweiflung, aber der lebhafte Wunsch, thätige Hülfe zu leisten, zumal ihr der Major zugeflüstert hatte, der Herzog selbst erwarte eine solche, überwog diese Schwäche. Ihr Benehmen war von

da ab tadellos und erregte die Bewunderung der Aerzte und aller anderen Zeugen.

Bei Prinz Felix entwickelte sich ein schweres Nervenfieber, das mehrere Tage lang für sein Leben fürchten ließ. Dank der geschickten ärztlichen Behandlung und der sorgfältigen Pflege, die ihm von allen Seiten, besonders aber durch Clementine zu Theil wurde, überwand er die gefährliche Krisis.

In dieser Zeit ging es auf Schloß Rosenburg geräuschlos, aber doch sehr lebendig her. Zwei Doktoren mit ihren Gehülfen, einige Offiziere, die mehrmals am Tage dem Herzoge Berichte bringen mußten, die dazu gehörige Dienerschaft hatten sich auf dem Schlosse einquartiert. Von allen Diesen wurde Clementine mit einer Achtung behandelt, die weniger ihrer zweifelhaften Stellung zu dem Prinzen, als dem wirklichen Verdienste, das sie sich bei dessen Pflege erwarb, entsprang.

Die leichtfertige Frau schien auf einmal den Ernst des Lebens aufgefaßt zu haben; in ihrer rastlosen Pflichterfüllung fand sie auch selbst eine Beruhigung der Vorwürfe, die ihr immer wiederkehrten, und der sich ihr für die Zukunft aufdrängenden Befürchtungen; es mochte sogar eine wirkliche Liebe für den armen Kranken in ihr erwachen, auf den sie sich nun so vollständig angewiesen fühlte. Wenn sie ihren Fehler auch nicht wieder gut machen konnte, so versuchte sie doch wenigstens mit allem Ernste, den natürlich auch

die ganze traurige Situation hervorrufen mußte, ihn einigermaßen zu sühnen.

Der Herzog erschien nicht selbst auf der Rosenburg, vielleicht nur um ihretwillen nicht, vielleicht, um kein Aufsehen in der Stadt zu erregen, wo er die Krankheit seines Neffen als nicht von so großer Bedeutung darstellen ließ; daß er übrigens eine lebhafte Theilnahme fühlte, bewiesen seine häufigen Erkundigungen. Schwerlich blieb es ihm auch verborgen, daß unter dem Volke noch immer Gerüchte umherliefen, die ihm selbst zunahetraten, und dies mußte ihn in eine sehr üble Stimmung versetzen. General von Worm ließ es auch nicht daran fehlen, dieselbe zu nähren; mit Uebertreibung berichtete er, daß ganze Karavanen von Städtern nach der Rosenburg hinauszögen, um sich nach dem Befinden des geliebten Prinzen zu erkundigen, daß eine düstere Unzufriedenheit unter den Offizieren herrsche, nachdem doch bekannt geworden, daß der Prinz mit Arrest bedroht gewesen sei, und noch mancherlei Anderes, an dem freilich auch viel Wahres war, das, so gehässig ausgeschmückt und vorgetragen, aber den alten Herzog beunruhigen und erbittern mußte.

Der General-Adjutant ließ, um ihn zu sondiren, auch die Frau von Burgstein nicht aus dem Spiele. Er erwähnte, daß man allgemein davon spreche, mit welcher Aufopferung sie sich der Pflege des Kranken widme; wenn er indessen darauf rechnete, der Herzog werde es doch bedenklich finden, daß dieses Verhältniß so ganz öffentlich bespro-

chen wurde, so täuschte er sich wieder einmal; der alte Herr sagte nur kurz:

„Das ist brav von der Frau!"

Wenn sich also die Befürchtungen Clementinens nach dieser Richtung hin nicht erfüllten und die Aerzte nun versicherten, daß für das Leben des Prinzen nicht mehr unmittelbar zu fürchten sei, so kam ihr doch von einer anderen Seite neue Unruhe und Angst.

Dies geschah durch die ihr zugehende Scheidungsklage des Rittmeisters. Sie hatte nichts Anderes erwarten können, dieser Entscheidung ja auch mit Ungeduld entgegengesehn, da sich erst nach ihrer vollständig wiedererlangten Freiheit an die Sicherung ihrer Zukunft denken ließ. Dennoch waren es schwere Stunden für sie, als sie dieses umfangreiche Schriftstück durchlas, das sie vor Gott und Menschen einer großen Schuld anklagte.

Hätte sie sich jetzt darüber mit dem Prinzen aussprechen, von ihm noch einmal die feste Versicherung erhalten können, daß er sie für Das, was sie unwiderruflich aufgab, entschädigen werde, so würde sie wahrscheinlich nicht so tief die Bedeutung dieses Schrittes gefühlt haben; seine Zärtlichkeit hätte ihr wohl auch besser über die Scham hinfortgeholfen, mit der sie dieses öffentliche Scheidungsverfahren erfüllte.

Wie schon früher erwähnt worden, nahm ihr Major von Gräfenitz mit großer Bereitwilligkeit die schwerste Last ab, indem er die vollständigen Erwiderungen und Erklärungen durch einen Advokaten besorgen ließ.

Es vergingen Wochen, bis Prinz Felix sein volles Bewußtsein und eine Hebung der auf's Aeußerste gesunkenen Kräfte wiedererlangte. In der Zwischenzeit hatte er nur kurze Momente gehabt, in denen er Clementine, die fast nicht von seiner Seite wich, erkannte, und dann eine rührende Freude über ihre Anwesenheit bezeigt.

Als sie die auf Trennung seiner Ehe bezüglichen Auslassungen des Rittmeisters vor Gericht in der Hand gehalten hatte, war ihr, wie schonungslos und hart dieselben auch abgefaßt sein mochten, — er besaß ja, wie sie fühlte, ein nur zu großes Recht dazu, — doch wieder eine warme Empfindung für ihn gekommen und abermals hatte ihr Herz Vergleiche zwischen ihm und dem Prinzen aufgestellt, die keineswegs zu seinen Ungunsten ausfielen. Diese Unsicherheit verlor sich nun, als der Letztere wieder zu ihr sprechen konnte und sie sich überzeugte, daß er bei allen schweren Leiden ihr eine aufrichtige und leidenschaftliche Zuneigung bewahre.

Prinz Felix fühlte sich vor Allem dadurch beglückt, daß er sie an seiner Seite wiederfand und behalten durfte; dies söhnte ihn, als ihm die Erinnerung an das Geschehene wiederkehrte, mit seinem Oheim ziemlich aus. Jedenfalls würde er die Ankündigung einer rein militairischen Strafe auch gar nicht mit so tiefer Gemüthsbewegung aufgenommen haben, hätte er dahinter nicht noch andere Absichten vermuthet; daß der Herzog ihn nun nach seinem Lieblingsschlosse bringen gelassen und obenein gestattet hatte, daß die

geliebte Frau ihn pflege, mußte ihm als eine sehr glückliche Vorbedeutung für dessen fernere Entschlüsse erscheinen. Freilich hatte der alte Herr offen ausgesprochen, daß er gar nicht beabsichtige, ihn in einem bloßen Liebesverhältnisse zu hindern, aber konnte er die Sache jetzt noch ebenso leichthin ansehn, nachdem er, der Prinz, sich doch so offen gegen ihn erklärt? — Viel weniger noch als General von Worm und Major von Gräfenitz vermochte Prinz Felix sich dieses Räthsel auf die einfachste und natürlichste Weise, welche so ganz dem Charakter des Herzogs entsprach, zu erklären: derselbe wolle nämlich noch immer nicht daran glauben, daß sein Neffe eine dauernde Neigung in sich trage, die zu einer unpassenden Verbindung führen könne, er setze sich ein wenig zu weit über die allgemein gangbaren Begriffe der öffentlichen Moral weg, halte aber desto strenger auf Formen und Vorurtheile, welche der Ehre seines Hauses zu nahe treten könnten, d. h. der Prinz könne vor aller Welt eine Geliebte haben, aber heirathen dürfe er nicht unter seinem Stande, ohne Berücksichtigung politischer Interessen.

Ein in sehr freundlichem Tone gehaltenes Handschreiben des alten Herrn, worin derselbe seinen Neffen zu der bald zu hoffenden Wiederherstellung beglückwünschte, bestärkte den Letzteren in seinen versöhnlichen Gefühlen, aber auch in der Täuschung, Jener werde seinen liebsten Wünschen, sobald er von deren Festigkeit überzeugt worden, nachgeben. So stellte er die Sachlage auch Clementinen vor, und natürlich glaubte

auch sie daran, denn welche andere Hoffnung hätte sie sonst gehabt? —

Major von Gräfenitz hatte die Wirklichkeit indessen doch schon zu durchschauen begonnen, für ihn durchaus kein Grund, den Prinzen darauf aufmerksam zu machen. Er hatte nicht gewünscht, daß derselbe der Krankheit unterliege, denn damit wäre ja seine eigene Rolle ausgespielt gewesen und Die, welche sie ihm aufgegeben, hätten sich dann aller Verpflichtungen gegen ihn ledig halten können; er mußte ihnen noch größere Dienste leisten und sich im Voraus die Belohnung dafür sichern; das sah er nach diesem unerwarteten Zufalle vollkommen ein und beeilte sich nun auch, unter Vorlegung seines weiteren Planes von dem General ganz sichere Garantien zu verlangen.

Man billigte diesen Plan und versprach ihm, was er forderte.

Der Prinz erholte sich nur sehr langsam; ein erfahrenes Auge mußte sehn, daß der Keim eines frühen Todes in ihm liege, aber vielleicht lag der des alten Herzogs noch näher; diese Aussicht konnte daher Nichts in den Plänen der Intriguanten ändern.

Clementine hatte nätürlich bald zu ihrem Geliebten von dem im raschen Gange begriffenen Scheidungsprozesse gesprochen, und er gab sich alle Mühe, ihre Sorgen darüber zu zerstreuen. Er stellte ihr dies als den letzten Kampf dar, aus dem ihr Glück sich ungestört erheben werde, und versicherte auf das Bestimmteste, wenn sein Oheim nicht

die Einwilligung dazu ertheilen sollte, auf die er jetzt doch hoffe, daß er sie zu seiner Gattin mache, so wolle er entweder gänzlich auf seinen fürstlichen Rang verzichten, und es bleibe ihm dann immer noch genug unabhängiges Vermögen, um als einfacher Privatmann mit ihr im Auslande zu leben, oder er werde sich in aller Stille mit ihr trauen lassen und mit der Erklärung darüber erst nach dem Tode seines Oheims öffentlich hervortreten.

Das Letztere war die Idee Majors von Gräfenitz, wie man weiß, der dieser auch schon Clementine ganz geneigt gemacht hatte.

Das Volk, hatte er sie versichert, werde im großen Ganzen in dieser Verbindung des geliebten Prinzen kein Hinderniß seiner Thronbesteigung finden, zumal, dem Gesetze nach, doch nur eine morganatische Ehe abgeschlossen werden könnte, nahe Verwandte, die geltende Widersprüche erheben dürften, gäbe es nach dem Tode des Herzogs nicht mehr, und wenn Prinz Felix erst einmal Regent wäre, würde er gewiß nicht unterlassen, seiner Gemahlin eine ganz gesicherte Stellung zu verschaffen. Mehr konnte Clementine auch nicht verlangen, der Ehrgeiz pflegt sich ja auch erst mit der zunehmenden Macht immer weiter auszubreiten. In dieser Weise sprach sie dem Prinzen auch nur ihre Wünsche aus und suchte ihm besonders jeden Verzicht auf die Krone um ihretwillen auszureden.

Wochen und Monate vergingen, bis der Prinz das Bett verlassen durfte; die rauhe Jahreszeit war seiner schnelleren

Kräftigung gerade nicht günstig; er erholte sich nur ungemein langsam. Ein kurzer, trockener Husten, die Schwäche in seiner Haltung und allen Bewegungen, dabei eine noch viel ausgeprägtere Reizbarkeit der Nerven erweckten noch immer große Befürchtungen bei den Aerzten, während die ihm ergebenen Personen doch noch weit davon entfernt blieben, alle Hoffnuug auf seine vollständige Wiederherstellung aufzugeben. So auch Clementine; sie konnte sich nicht verhehlen, daß er nur noch ein Schatten von Dem sei, den sie zuerst kennen gelernt hatte, eine wahre Jammergestalt, der sie wohl ein tiefes Mitleid, aber nicht eine leidenschaftliche Neigung schenken konnte, aber alle ihre ferneren Aussichten hingen ja von ihm ab, und deshalb täuschte auch sie sich gern mit jenen so wenig begründeten Hoffnungen.

Zu Anfang des neuen Jahres erfolgte die Scheidung ihrer Ehe. Clementine hielt die Gefühle, die diese Nachricht in ihr erweckte, zurück; der Prinz würde sich durch jedes Anzeichen von Traurigkeit verletzt gefühlt haben.

Jetzt hatte sie sich allmälig schon an die ihr so wenig zusagende Einsamkeit von Schloß Rosenburg gewöhnt; ihr geistiger Blick richtete sich auch weit hinaus über diese engen Grenzen, die sie je eher, desto lieber zu durchbrechen sich sehnte; ihre nächsten Bestrebungen mußten nun allein darauf gerichtet sein, sich einen neuen festen Boden zu verschaffen.

Prinz Felix zeigte lebhafte Freude darüber, daß das gerichtliche Verfahren beendet war und nicht noch mehr Umstände verursacht hatte; das Haupthinderniß seiner eigenen

Wünsche war, wie er selbst es betrachtete, nun gefallen und, vielleicht insgeheim fühlend, daß die Zeit, seine Enschlüsse auszuführen und die Pflichten, die er der geliebten Frau zu schulden glaubte, zu erfüllen, gemessen sei, dachte er an die sofortige Vollziehung der Trauung mit ihr. Sie hatte dagegen natürlich Nichts einzuwenden, und Major von Gräfenitz wurde bei den nun mit allem Ernste beginnenden Berathungen als Dritter zugezogen.

Anfänglich sprach der Prinz, der seinen Oheim noch nicht wiedergesehn, aber von Zeit zu Zeit in förmlicher Höflichkeit mit ihm korrespondirt hatte, die Absicht aus, sich wegen dieser Angelegenheit mündlich oder schriftlich an ihn zu wenden und seine Einwilligung zur Vollziehung einer morganatischen Ehe zu erbitten, wobei er sich zur Annahme aller etwaigen Gegenbedingungen, insbesondere Verzichtleistung auf die Thronfolge, verpflichten wollte. Clementine und der Major, dem sie jetzt ihr volles Vertrauen zu schenken sich genöthigt sah, waren aber entschieden dagegen und für eine heimliche Heirath, wie schon früher besprochen worden.

Prinz Felix, der nie feste Entschlüsse hatte, noch weniger als früher bei der von seiner Krankheit zurückgebliebenen Schwäche, gab nach. Der Major erhielt den Auftrag, Alles schleunigst zu besorgen.

Das Schwierigste dabei war jedenfalls, einen Geistlichen zu gewinnen, der es, im Falle einer Entdeckung, auf den Zorn des alten Herzogs ankommen ließe, wogegen ihm

wieder die besondere Verpflichtung des präsumtiven Thronfolgers geboten werden konnte.

Major von Gräfenitz hatte bereitwillig auch dies übernommen, bedurfte aber doch längerer Zeit, um zum Ziele zu gelangen, was die Reizbarkeit des Prinzen noch erhöhte und ihn zuweilen zu mißtrauischen Vorwürfen gegen seinen Vertrauten veranlaßte. Inzwischen wurde durch denselben Advokaten, der Clementinen's Prozeß geführt hatte, in aller Heimlichkeit auf Schloß Rosenburg ein ausführlicher Heirathskontrakt aufgesetzt und auch von den Betheiligten unterzeichnet, wonach der Prinz die Stellung seiner zukünftigen Gattin festsetzte und ihr sein ganzes, sehr ansehnliches Privatvermögen für den Fall seines Todes verschrieb. Diese Aussichten mußten Clementine vollständig blenden; sie hielt sich aller Welt gegenüber für unantastbar, sobald die priesterliche Einsegnung erfolgt sein würde, und drängte damit den Major nicht weniger als der Prinz selbst. Abschriften der Dokumente sollten an geeigten Stellen im Auslande niedergelegt werden; was konnte der alte Herzog dann noch gegen eine unwiderrufliche Thatsache thun? —

Clementine hatte wohl häufig den stillen Wunsch gehegt, zu erfahren, was aus dem Rittmeister geworden war, dessen Nachgiebigkeit bei der Scheidungsangelegenheit sie eigentlich so wenig mit seinem Charakter in Einklang zu bringen wußte; bisher war sie aber so gänzlich außer aller Verbindung mit der Welt gewesen, daß sie darüber Nichts in

Erfahrung zu bringen vermochte; sie wagte nicht einmal, den Major deshalb anzugehn.

Nun kam ihr Dieser plötzlich zuvor, indem er ihr mit der ruhigsten Miene von der Welt, als ob sie gar kein Interesse mehr daran haben könnte, erzählte, der Rittmeister habe sich schnell genug über sein Unglück getröstet und die reiche polnische Gräfin geheirathet, mit der sie ihn daher wohl nicht im ungerechten Verdachte der Untreue gehabt hätte. —

Das Herz der Frauen ist doch sonderbar! — Diese Nachricht fiel auf das Clementinen's als ein unendlich schmerzender Schlag; wie wenig Glück sie in ihrer Ehe gefunden hatte, konnte sie sich jetzt doch nicht einer beinahe neidischen Vorstellung von dem erwehren, das jene ihr verhaßte Frau genießen würde. Während sie dem Major ein kaltlächelndes Antlitz zeigte und mit einer Geberde, die Gleichgiltigkeit ausdrücken sollte, die Achseln zuckte, empfand sie doch ein sehr bitteres Gefühl, das mit der Eifersucht große Aehnlichkeit hatte, und hörte ihm mit einer Spannung, die er recht gut bemerkte, zu, wie er von dem munteren Leben, welches das junge Ehepaar führen sollte, erzählte. Freilich, wie traurig war ihr eigenes Leben jetzt dagegen! wie sehr hatten sie bisher alle ihre Erwartungen getäuscht! — Als sie nachher allein war, vergoß sie sogar Thränen, und es bleibt die Frage, ob ihr dieselben mehr von Verdruß oder wirklichem Schmerze entlockt wurden; jedenfalls traten ihr dabei die guten Eigenschaften, welche der Rittmeister

besaß, jetzt lebhafter vor Augen als jemals, und sie gestand sich, daß sie mit ihm glücklicher gelebt haben würde, wenn sie selbst es nur gewollt hätte.

Diese Gedanken waren aber nur vorübergehend; sie riß sich gewaltsam davon los, um sich mit den ihr jetzt näherliegenden Angelegenheiten zu beschäftigen.

Endlich brachte der Major die Nachricht, daß er einen kleinen Dorfprediger gefunden habe, welcher bereit sei, die heimliche Trauung gegen das Versprechen des Prinzen, daß derselbe ihn im Nothfalle möglichst schützen und entschädigen, sich seiner auch in späterer Zeit erinnern werde, zu vollziehen.

Prinz Felix hatte noch nie Etwas von diesem Manne gehört; es wäre ihm lieber gewesen und passender erschienen, daß einer der bekannten und in der Hauptstadt geachteten Geistlichen sich zur Erfüllung seines Wunsches hergäbe, aber der Major stellte ihm vor, daß dies nicht zu erreichen gewesen und die Trauung hätte ja auch dieselbe Giltigkeit, wenn sie der erste beste angestellte Dorfpfarrer vollzöge. Das war nicht zu bestreiten, und der Prinz, der die Zeit kaum noch abwarten konnte, beauftragte Gräfenitz, diesen Prediger zu bestellen und alle übrigen Veranstaltungen zu treffen, daß die Trauung ungestört am nächsten Abende in dem sogenannten Banquetsaale stattfinden könne.

Als Zeugen bestimmte er den Major selbst, den Advokaten, welcher den Contrakt aufgesetzt hatte, den Schloßver-

walter nebst dessen Gattin und seinen alten Kammerdiener Clary, also alle bereits in sein Vorhaben Eingeweihte.

Die Bewohner von Rosenburg zerbrachen sich die Köpfe darüber, was wieder im Spiele sein möge, denn wenn auch nur die vorgenannten Personen den Banquetsaal betreten durften, so hatten doch noch mehrere von der Dienerschaft Besorgungen zu treffen und Gegenstände dorthin zu schaffen, deren Zweck und Verwendung sie sich nicht zu erklären vermochten.

Die Ceremonie sollte, auf Wunsch des Prinzen, doch einen möglichst feierlichen Anstrich bekommen, deshalb gaben sich seine Vertrauten die größte Mühe, den Schauplatz derselben entsprechend und würdig zu dekoriren. Eine Schloßkapelle war nicht vorhanden; Prinz Max hatte bei dem Umbaue des Schlosses für überflüssig gehalten, dafür zu sorgen.

In dem großen Saale wurde jetzt eine Art von Altar aufgebaut, Teppiche gelegt, die Wände mit Tannenzweigen dekorirt und vor Allem für den festen Verschluß der Fenster gesorgt, damit die Neugierigen von außen Nichts erblickten, woran sie der Wahrheit gemäße Vermuthungen knüpfen könnten; dagegen wurde im Inneren eine glänzende Beleuchtung vorbereitet.

Der Major war augenscheinlich mit seinem Werke zufrieden und lächelte vergnügt vor sich hin, Clary rieb sich, nach seiner Gewohnheit, die Hände, sobald er sie nicht mehr thätig anzulegen brauchte, und seine kleinen, scharfen Augen

schienen den alten Verwalter und dessen Frau, die sehr ernste und bedenkliche Mienen machten, weil sie sich jedenfalls noch der vielen Sorgen und Unannehmlichkeiten erinnerten, welche die Vermählung Prinz Maxen's im Gefolge gehabt hatte, blos zu fragen, ob er nicht im vollsten Maße seine Schuldigkeit gethan habe und den besten Dank dafür verdiene.

Der Prinz selbst war, von innerer Unruhe und Ungeduld getrieben, bald hier, bald da im Schlosse zu sehen, wiewohl diese rastlose Beweglichkeit seinem körperlichen Zustande schwerlich gutthun konnte; er sprach noch freundlicher als gewöhnlich mit Jedem, der ihm begegnete, als fühle er das doppelte Bedürfniß, ihrer Ergebenheit versichert zu sein, dabei aber in einer Weise, die erkennen ließ, daß er viel wichtigere Dinge im Kopfe führe. Dann besuchte er wieder Clementine, die mit Rosa's Hülfe ihren Brautstaat in Ordnung setzte, — andere Gehülfinnen konnte sie nicht hinzuziehn, damit dieselben nicht in das Geheimniß blickten, und fiel ihr mit den zärtlichen Versicherungen, die sie nun schon so oft gehört hatte, ein wenig lästig, und endlich kehrte er immer wieder zu dem Advokaten zurück, der schon seit einigen Tagen auf dem Schlosse wohnte, und ließ sich zum hundertsten Male von ihm auseinandersetzen und versichern, daß keine Macht der Welt die in bester juridischer Form zu Protokoll gebrachten Verfügungen werde angreifen oder gar umstoßen können.

Dieselbe Ungeduld beseelte Clementine; sie fürchtete noch

immer und mehr, je näher der entscheidende Moment rückte, daß ein Hinderniß der Trauung eintreten könne; wenn der alte Herzog, trotz aller angewandten Vorsicht und Heimlichkeit, doch hinter die Sache kommen sollte oder wenn ein neuer Krankheitszufall des Prinzen dazwischenträte! Was fürchtet man überhaupt nicht Alles, wenn man dicht vor einem lange und sehnsüchtig erstrebten Ziele steht, besonders mit nicht ganz reinem Gewissen! —

Sie war so ängstlich, daß ihr sogar die überaus heitere und sorglose Miene des Majors von Gräfenitz Verdacht erregte; wie konnte er so ruhig sein, der bei diesen Heimlichkeiten, mit denen man den alten Herzog täuschen wollte, doch auch eine große Verantwortung zu tragen hatte? — Als sie ihm dies gelegentlich geradezu sagte, stutzte er, wurde ernst und erwiderte dann, das Glück seines Herrn, des Prinzen, liege ihm vor allen Dingen am Herzen, und wenn er, weil er dazu beigetragen, auch seinen Kopf auf das Schaffot legen müßte, so würde er dies doch mit dem heiteren Bewußtsein thun, seine höchste Pflicht erfüllt zu haben.

Clementine fand diese Worte etwas zu pathetisch, hütete sich aber, dies auszusprechen, weil sie die Zeit noch nicht für gekommen hielt, in der sie sich über die Freundschaft Herrn von Gräfenitz' werde hinfortsetzen können.

Wenn wir beiläufig noch Rosa's erwähnen sollen, so hatte das Mädchen sich schon zu tief in eine auch für sie glänzende Zukunft hineingeträumt, als daß sie gewünscht haben sollte, es könne irgend Etwas anders sein. Der

enge Kreis der Rosenburg war für sie, bei ihrer früheren bescheidenen Stellung, schon eine ganze Welt, in der sie eine Hauptrolle zu spielen meinte, da die übrige niedere Dienerschaft es ihr nicht an Schmeicheleien und Achtungsbeweisen fehlen ließ. In die Trennung von ihrem Fritz hatte sie sich schon recht gut zu finden gewußt, ja, hin und wieder war ihr sogar der Gedanke gekommen, ob es sich überhaupt wohl der Mühe verlohnen würde, diese alte Verbindung wieder anzuknüpfen. Die Hochzeit ihrer Herrin war jetzt auch das nächste Ziel ihrer Wünsche; unter welchen bedenklichen Umständen dieselbe stattfinden sollte, machte ihr weiter keine Sorge, im Gegentheile freute sie sich, leichtfertig wie sie war, recht herzlich darüber und fand es sehr spaßhaft, daß dem alten Herzoge eine Nase gedreht werden sollte.

Ihre Heiterkeit trug nicht wenig dazu bei, wiewohl Clementine darüber schalt, deren gedrückte Stimmung zu erleichtern.

So kam die entscheidende Stunde heran. Erst nach Einbruch der Dunkelheit traf der bestellte Prediger ein, und da er noch nicht sein Ornat, sondern nur einen einfachen Civilanzug trug, auch in einer gewöhnlichen Miethskutsche auf den Schloßhof fuhr, wußten die Neugierigen durchaus nicht, was sie aus ihm machen sollten; das einzige Auffallende blieb, daß der Major den unscheinbaren Mann mit ernster Ehrfurcht empfing und sofort zum Prinzen führte.

Auf den Letzteren machte die ganze Erscheinung des Mannes gerade keinen erhebenden Eindruck; derselbe war noch ziemlich jung und sah, nicht allein in seiner bürgerlichen Kleidung, was bei einem armen Dorfgeistlichen ja gerade keine Seltenheit ist, sondern auch in der eigenen Persönlichkeit ein wenig heruntergekommen aus; indessen benahm er sich nicht gerade linkisch und ungeschickt, sondern ein wenig zu sehr für seinen Stand als Weltmann, wiewohl er es an einer augenscheinlich gesuchten Salbung in seinen Worten nicht fehlen ließ.

Der Prinz fühlte sich unangenehm dadurch berührt und empfand beinahe Scham, die für sein Leben so wichtige und feierliche Handlung gerade von diesem Menschen vollziehn zu lassen; aber er mußte sich wohl erinnern, daß ein durchaus würdiger Geistlicher sich zu dieser heimlichen Trauung, in der immer eine Art Pflichtverletzung von seiner Seite lag, schwerlich hergegeben haben würde, und am Ende kam es ja auf die Persönlichkeit nicht weiter an.

Er machte deshalb die Unterredung, in der er seinen Schritt nochmals zu rechtfertigen suchte, ziemlich kurz und überließ dann dem Major alles Weitere; er begab sich zu Clementinen, um sie selbst in den Banquetsaal zu führen.

Die militairische Uniform hatte er noch nicht angelegt; sie war ihm nach den letzten Ereignissen ganz verhaßt geworden, und er begriff jedenfalls auch, daß er, bei seiner körperlichen Schwäche, eine zu schlechte Figur darin machen würde, erschienen doch selbst der schwarze Frack und die

glänzenden Orden darauf beinahe wie ein Hohn zu seiner gebeugten Haltung, dem krankhaft blassen Gesichte und den matten Augen, in denen nur zuweilen ein fieberischer Glanz aufleuchtete.

Dieses traurige Bild trat um so deutlicher neben der in vollem, frischen Leben strahlenden Erscheinung Clementinen's hervor, die eine sehr glänzende Brauttoilette gemacht hatte; der Prinz hatte ihr dazu den reichen Brillantschmuck seiner verstorbenen Mutter geschenkt. War Rosa schon entzückt über diesen Putz gewesen und hatte die eitle Frau sich nicht eines triumphirenden Lächelns enthalten gekonnt, als sie sich in den großen Wandspiegeln musterte, so fühlte sich der Prinz abermals ganz bezaubert, und darunter schwand auch das letzte Bedenken, das an diesem Tage gegen sein Vorhaben aufgestiegen sein mochte.

Nach einer kurzen zärtlichen Unterredung, in der es auf seiner Seite nicht an heiligen Schwüren, auf der ihrigen nicht an heißen Thränen fehlte, die aber jedenfalls nicht auf Rechnung des Schmerzes, sondern der Rührung durch ein so wichtiges, glückverheißendes Ereigniß zu setzen waren, begaben sie sich Arm in Arm nach dem Banquetsaale.

Wie schwach und zitternd dieser Arm war, auf den sich Clementine stützen wollte! Sie mußte es fühlen und von einem leisen Schauder dabei durchzuckt werden, vielleicht eine Ahnung, daß ihre ganze Zukunft auf nicht festeren Grundlagen ruhe! —

Major von Gräfenitz kam ihnen in dem für alle An-

deren abgeschlossenen Corridore entgegen, verbeugte sich stumm, ernst und feierlich und öffnete ihnen selbst die Thür des Saales, in dem der Prediger und die bestimmten Zeugen bereits versammelt waren.

Ein helles Lichtmeer, das jeden trüben Eindruck scheuchen konnte, strahlte ihnen entgegen. Der Banquetsaal war kaum wiederzuerkennen unter den ebenso geschmackvollen als für den Ernst der Handlung passenden Dekorationen. Die früher erwähnten Zeugen, denen sich auch noch Rosa anschließen durfte, begrüßten ehrerbietig das Brautpaar und folgten demselben dann bis in die Nähe des Altars, auf dessen Stufen der Geistliche, jetzt in seinem Ornate, bereits Platz genommen hatte.

Wir haben über die Ceremonie weiter Nichts zu sagen, als daß sie wie gebräuchlich und ohne jede Störung ihren Verlauf nahm; selbstverständlich stand die Braut zur Linken des Bräutigams und wurde ihm an diese Hand getraut. In sehr gewandter Weise, wenn Mancher auch einen recht erhebenden Schwung, ein recht tiefes Gefühl seiner Rede vermißt haben würde, berührte der Prediger die eigenthümlichen Verhältnisse des Brautpaares, stellte diese Verbindung, wohl der Zeugen wegen, als eine vor Gott und Menschen ganz gerechtfertigte dar, wobei sogar die fromme und demüthige Gesinnung des Prinzen eine Art Lobrede erhielt, so daß dieser selbst darüber ein wenig erröthete, und prophezeite ihr einen besonderen Segen, sowohl für die beiden Hauptbetheiligten als alle Diejenigen, welche das

Glück hätten oder noch haben würden, ihnen näherzustehen. Kurz, es fehlte auch hier nicht an Schmeicheleien, um die die Großen der Erde nie verlegen zu sein brauchen, aber im Ganzen entledigte sich der Geistliche seiner schwierigen Aufgabe immer noch gut genug.

Die Ringe waren gewechselt und der Segen gesprochen; Clementine hielt es für angemessen, noch einige Thränen zu vergießen und ihr Antlitz mit dem Taschentuche zu verhüllen, als sie von dem Altare zurücktrat und sich ihr die Gratulanten näherten, der Prinz sah sehr blaß und angegriffen aus, aber in seinen Augen leuchtete doch unverstelltes Glück und Freude.

Dem Major, der eine tiefe Rührung erheuchelte, drückte er warm die Hand und sagte ihm, daß er ewig sein Schuldner für diesen größten Dienst, den derselbe ihm geleistet hätte, bleiben werde; auch Clementine sah sich genöthigt, Gräfenitz die Hand zum Kusse zu überlassen und ihm einige verbindliche Worte zu sagen, ihre innere Abneigung gegen ihn war aber mit der Ueberzeugung, daß sie nun unabhängig von ihm sei, nur gestiegen, und während er sich ihrer gnädigen Huld, wie der einer gekrönten Fürstin, empfahl, dachte sie schon daran, wie sie den Prinzen vor ihm warnen könne, war es doch nur eine ganz unbestimmte Ahnung in ihr, daß er Diesem und ihr gegenüber keine ehrliche Rolle spiele.

Recht aufrichtige Wünsche für das Brautpaar hatten unter den Anwesenden zweifellos nur der alte Schloßver-

walter und seine Frau, ehrliche, nicht verstellungsfähige Leute, und Rosa; der Prediger und der Advokat sahen in der ganzen Handlung nur eine für sie vortheilhafte Geschäftssache, und Clary, wenn er sich auch sehr wohl hütete, eine solche Ansicht lautwerden zu lassen, fand es gar nicht passend, daß sein Herr die Sache so weit getrieben hatte.

Die Neuvermählten zogen sich bald zurück, der Geistliche und der Advokat verließen wieder das Schloß, reichlich bezahlt durch die prinzliche Municicenz, und auch Major von Gräfenitz, der sich schon im Voraus beurlaubt hatte, fuhr sogleich nach der Stadt. Außer diesen Eingeweihten wußte Niemand im Schlosse, was geschehen war; die Vorgänge unter Prinz Max waren den älteren Leuten indessen noch in lebhafter Erinnerung und wichen nicht viel von den geheimnißvollen dieses Abends ab, so daß die umlaufenden Gerüchte die Wahrheit ziemlich trafen.

So stand denn Clementine an dem heißersehnten Ziele! — Sie hatte es sich freilich ganz anders vorgestellt. Wo waren die frischen, glänzenden Farben, mit denen ihre Phantasie es sich damals ausschmückte? Ueber Gegenwart und Zukunft war noch immer ein dunkler Schleier gebreitet.

Sie hatte nun zwei Wege vor sich: den einen treuer, entsagender Pflichterfüllung, der vielleicht noch lange über Dornen führte und nur von einem matten, unsicheren Hoffnungsschimmer beleuchtet wurde, der aber ihrem Gewissen Genugthuung geben, die alte Schuld sühnen konnte,

den anderen, alle Mittel anzustrengen, um den verlockenden Traum so bald als möglich zur Wirklichkeit zu machen.

Im ersteren Falle mußte sie dem armen, bemitleidenswerthen und hülfsbedürftigen Prinzen, der doch wohl nur aus wahrhafter Liebe zu ihr gesündigt und sein eigenes Wohl auf das Spiel gesetzt hatte, in der stillen Zurückgezogenheit der Rosenburg eine auf ihre eigenen Wünsche verzichtende, hingebende Gefährtin und Pflegerin werden und hatte, aller Berechnung nach, keine andere Aussicht, als nach vielen Entbehrungen und Mühen durch seinen Tod wieder unabhängig zu werden und sich dann einer durch das ihr verschriebene bedeutende Vermögen gesicherten Existenz zu erfreuen, die aber doch noch bei Weitem nicht an ihre kühnen Erwartungen hinanreichte; wenn sie sich später wirklich seine Wittwe aus morganatischer Ehe nennen durfte, so war dies immer kein Titel, der sie auf die höchsten Stufen der Gesellschaft hob, im Gegentheil konnte er zu mancherlei ihr nicht günstigen Deutungen Anlaß geben.

Wenn sie auf der anderen Seite handelte, wie Major von Gräfenitz ihr eingeflüstert hatte, so mußte sie es auf den Kampf zwischen Onkel und Neffen ankommen lassen, ihre öffentliche Anerkennung als des Letzteren Gattin beanspruchen und, ihm die letzten Lebenstage dadurch verbitternd, sich selbst ein genußreiches Leben schaffen, an dem er doch schwerlich theilnehmen konnte und das ihm überhaupt nicht zusagte; der baldige Tod des alten Herzogs konnte sie dann noch höher hinauf führen, vielleicht gar auf den Thron —

sie die Tochter eines bankerotten Kaufmannes, die wegen ihrer Sittenlosigkeit geschiedene Gattin. Welch' ein Triumph für ihre Eitelkeit wäre das der Welt, die sie jetzt verdammte, gegenüber gewesen! —

Die Verführung war groß, und nicht ohne Kampf entschied sich Clementine, den erstbezeichneten Weg zu gehn. Das gereichte jedenfalls ihrem Herzen zur Ehre; man darf dabei indessen auch nicht noch andere, ihr sehr naheliegende Erwägungen in Anschlag zu bringen vergessen, wie den noch frischen Eindruck einer ernsten, feierlichen Handlung, das Dankgefühl für das ihr gegenüber untadelhafte Benehmen des Prinzen und endlich auch die Furcht vor dem alten Herzoge, der ihr, wenn er gereizt wurde, vielleicht doch mit Gewalt Alles wieder nehmen konnte, was sie sich bisher gesichert zu haben glaubte.

Die Zukunft erst konnte lehren, wieweit es ihr mit dem gefaßten Entschlusse wirklicher Ernst war; man verzeihe uns, wenn wir an ein ziemlich profanes Sprüchwort erinnern: „Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert.“ —

Drittes Kapitel.

Von der Höhe in die Tiefe!

Stille, traurige Flitterwochen auf Schloß Rosenburg! — Die tiefe Gemüthserregung vor und bei seiner Trauung, vielleicht auch die nachher wieder um so lebhafter hervortretende Befürchtung, daß sein Oheim von diesem eigenmächtigen und ungehorsamen Schritte Kenntniß erhalten werde, hatten schädlicher auf Prinz Felix eingewirkt, als das Glück, dessen er sich jetzt erfreute, wiedergutmachen konnte. Mochte sein Geist auch versuchen, sich an dem letzteren aufzurichten, so wurde der schwache Körper doch sichtlich immer hinfälliger.

Clementine, die fast immer um ihn war und ihre Gattinpflicht wirklich erfüllte, bemerkte dies mit Schrecken; mit jedem Tage bestärkte sich in ihr die Ueberzeugung, gegen die sie sich anfänglich zu sträuben versucht hatte, daß sie nach kaum vollzogener zweiter Ehe auf dem Punkte stehe, Wittwe zn werden; lange wenigstens konnte sich dieses sieche Leben, das die Krankheit mit so raschen Fortschritten angriff, nicht mehr hinziehn. Der prinzliche Leibarzt, der

nachträglich in das jetzige Verhältniß seines Herrn zu ihr eingeweiht worden war, wollte ihr durch eine offene Aussprache nicht den bittersten Schmerz bereiten, aber sie sah an seinen ernsten, bedenklichen Blicken, was er fürchtete.

Auch Major von Gräfenitz ließ sich wohl nicht mehr durch das noch zuweilen aufflackernde Feuer täuschen; seine Mienen verhehlten Clementinen noch weniger wie die des Arztes die Besorgnisse, die er in sich trug, und oft kam es ihr vor, als wolle er deshalb zu ihr sprechen, aber sie vermied dies, theils, weil sie ihr Mißtrauen nicht überwinden konnte, theils, weil man sich gewöhnlich fürchtet, sich die letzte, wenn auch noch so unwahrscheinliche Hoffnung rauben zu lassen.

Prinz Felix glaubte ohnehin nicht, daß er am Rande des Grabes stehe. Seine Krankheit war nicht gerade mit heftigen Schmerzen verbunden, und an das stille Leiden hatte er sich allmälig schon gewöhnt; seine geistige Urtheilskraft erschlaffte gleichzeitig mit den körperlichen Kräften. Je mehr er sich danach sehnte, wieder vollständig gesund zu sein, desto sicherer sprach er davon, daß dies geschehen werde, und machte weithinausgehende Pläne für die Zukunft, die immer wieder darauf zurückführten, daß er als einfacher Privatmann an der Seite seiner geliebten Clementine zu leben wünsche. Sie widersprach ihm auch nicht mehr darin; jede Abweichung von seinen eigenen Ansichten versetzte ihn bei der großen Reizbarkeit seiner Nerven in heftige Gemüthsaufwallung, und es kam jetzt vor, daß er bei den

geringfügigsten Anlässen in Ohnmacht fiel und dann ärztliche Hülfe gebraucht werden mußte, die er sonst gern zurückwies.

Unter diesen Umständen durfte Clementine auch nicht daran denken, ihr Mißtrauen gegen den Major bei ihm auszusprechen, obgleich dieses noch dadurch genährt wurde, daß derselbe so häufig in der Stadt verkehrte, — mit wem, das konnte sie nicht in Erfahrung bringen.

Um dieselbe Zeit war auch der alte Herzog erkrankt, woraus sich denn am einfachsten erklärte, daß er die Rosenburg mit ihren Insassen ganz vergessen zu haben schien; die Berichte von des Prinzen Befinden wurden noch immer an ihn geschickt, aber schwerlich konnte er sie jetzt mit besonderem Interesse lesen.

Major von Gräfenitz mußte jedenfalls schon die Zurückhaltung Clementinen's bemerkt haben und sie richtig deuten; bei aller Ehrfurcht, die er ihr erwies, drängte er sich ihr doch nicht in vertraulicherer Weise auf und ließ es darauf ankommen, daß sie in ihrer Noth sich zuerst an ihn wende.

Dieser Moment mußte auch einmal eintreten, denn die arme Frau hatte ja Niemand, dem sie ihr übervolles, sorgenschweres Herz ausschütten konnte; da sie das dringende Bedürfniß dazu fühlte und der Major der Einzige in ihrer Umgebung war, von dem sich eine richtige Beurtheilung dieser Verhältnisse erwarten ließ, überredete sie sich endlich selbst, sie möge ihm doch wohl Unrecht thun, wenigstens verlohne es sich noch einmal des Versuches,

dies zu ergründen. Ihr Stolz war auch schon bedeutend herabgestimmt worden; sie entschloß sich deshalb um so eher, den ersten Schritt zur Wiederannäherung zu thun.

Herr von Gräfenitz kam gerade wieder aus der Stadt zurück und suchte den Prinzen auf, um ihm seine Meldung zu erstatten; der Letztere war, wie jetzt häufig, im Lehnstuhl eingeschlafen, und Clementine ließ sich herab, dem Major in das Nebenzimmer entgegenzugehn.

Er zeigte durchaus keine Ueberraschung; der erste Blick auf ihr Gesicht, in dem sich die Verlegenheit ausdrückte, sagte ihm schon, daß sie seiner bedürfe, und vielleicht rechnete er darin ein bischen zu weit, wie man bald sehn wird.

Entschuldigend, daß der Prinz ihn jetzt nicht annehmen könne, ersuchte sie ihn zum Niedersetzen und bat ihn, ihr über das Befinden des Herzogs Mittheilung zu machen.

Das war nur eine Einleitung der Unterhaltung, die sie auf ganz andere Dinge zu führen wünschte. Dem Berichte des Majors zufolge stand es um den alten Herrn recht bedenklich. Clementine knüpfte daran die Frage, was er von dem Zustande ihres Gemahls halte.

Der Major senkte den Blick auf den Boden nieder und schien unentschlossen, welche Antwort er geben sollte. Obgleich sie sich selbst sagen konnte, was sie hören mußte, wenn er bei der Wahrheit bleiben wollte, klopfte ihr Herz doch ungestüm.

Der Major sah, wie in plötzlichem Entschlusse, wieder auf, sein Gesicht war ernstbewegt, und er sprach leise, aber

rasch, als dränge es ihn, über diese ihm selbst so peinliche Pflicht hinfortzumkomen:

„Es ist eine traurige Antwort, die ich Ihnen geben muß, gnädige Frau, aber Ihre Frage sagt mir schon, daß Sie darauf vorbereitet sind; nach dem vertraulichen Ausspruche des Arztes gegen mich ist wenig, sehr wenig Hoffnung vorhanden.“

„Also doch noch Hoffnung?“ fuhr Clementine auf.

„Wenig Hoffnung, daß Seine Hoheit Ihren Oheim, den Herzog, überleben.“

„Was heißt das, Herr Major?“ fragte Clementine, an allen Gliedern zitternd. „Meinen Sie, daß der Schlag, der vernichtend auf mich niederfallen würde, in noch kürzerer Zeit zu erwarten sei, als ich selbst fürchtete?“

„Ich meinte damit,“ antwortete er langsam, sie fester ansehend, — „daß wir, wenn wir den Lauf der natürlichen Ereignisse einmal nicht aufzuhalten vermögen, doch darauf bedacht sein sollten, sie nach Kräften in die für uns günstigste Bahn zu lenken.“

„Ich verstehe Sie nicht! Was könnte ich thun, um das Unwiderrufliche abzuwenden?“

„Das ist, wie schon gesagt, nicht möglich, aber einem so schweren Schicksalsschlage gegenüber müßten Sie, gnädigste Frau, Ihr Herz zum Schweigen bringen und nur die nothwendige Klugheit, die Pflicht der Selbsterhaltung sprechen lassen.“

„O weiß Gott, ich denke jetzt nicht an mich selbst! —

Sie wissen, daß der Prinz, mein Gemahl, meine Zukunft gesichert hat —"

„Und wenn der Herzog, der in seinem jetzigen krankhaften Zustande noch eigensinniger und heftiger als sonst ist, dieses Testament, allem Rechte zum Trotze, gewaltsam umstoßen sollte?"

„Das ist unmöglich!" rief Clementine von neuem Schrecken ergriffen.

„Der despotischen Willkür ist Alles möglich," erwiderte er kalt. „Für uns aber gäbe es ein Mittel, einem solchen Gewaltstreiche zuvorzukommen; es dürfte sogar von der Pflicht der Selbsterhaltung geboten sein. Aber verzeihen Sie mir, gnädige Frau, daß nicht allein die aufrichtige Theilnahme für den letzten Willen meines gnädigen Herrn und Sie, sondern auch mein Egoismus, wie ich bekennen will, mir diese Worte in den Mund gelegt haben, die, wie ich fürchte, nicht eine vertrauensvolle Aufnahme und richtige Würdigung finden."

„Ihr Egoismus?"

„Sollten Sie denn nicht begreifen, daß der Zorn des Herzogs mich, den Vermittler der Schritte, welche der Prinz gegen seinen ausdrücklichen Willen gethan hat, schwer treffen würde? — Mit dem Prinzen bricht meine einzige Stütze zusammen, — mir bliebe dann nicht einmal mehr eine Hoffnung, eine Berufung auf das Recht, wie Ihnen."

Der Major sprach dies so melancholisch aus, und es lag darin auch so viel Einleuchtendes, daß Clementine,

überhaupt durch seine Befürchtungen für sie angeregt, keinen Anstand mehr nahm, seinen weiteren Rath zu hören.

„Und dieses Mittel?“ fragte sie leise.

„Gnädige Frau, verwickelte Verhältnisse erfordern eine kühne That, die den Knoten mit einem raschen Schlage löst. Wenn der Prinz früher stirbt, als der Herzog, so sind wir verloren. Täuschen Sie sich nicht über die nächsten Folgen; treten Sie nicht mit Ihren gerechten Ansprüchen hervor, so wird man auch nicht die geringsten Rücksichten auf Sie nehmen, thun Sie es, so wird man Sie mit Gewalt zur Entsagung zu zwingen versuchen.“

„Welche Gewalt könnte man mir anthun?“

„Der Herzog hat Festungen; er drohte damit der Gemahlin Prinz Maxens.“

„Und das sagen Sie mir jetzt erst?“ rief Clementine, von Angst und ihrem alten Mißtrauen zugleich ergriffen.

„Sein Sie gerecht! Konnte ich ahnen, daß in dem Gesundheitszustande Seiner Hoheit so bedenkliche Zufälle schon so bald eintreten würden, daß dieses junge Leben nicht länger ausreichen müßte als das des Herzogs? — Haben Sie selbst denn dies vorausgesehen, als Sie Ihr Schicksal mit dem meines gnädigen Herrn verknüpften?“

Clementine schwieg; ihre Augen hatten sich mit Thränen gefüllt, in ihrer Brust arbeitete es mächtig.

„Entsinnen Sie sich, gnädige Frau,“ fuhr Gräfenitz in einem Tone fort, dem er sich möglichste Wahrheit zu geben bemühte, — „daß Sie mir Ihr Vertrauen und Ihre Freund-

schaft zu erhalten versprachen, als Sie den ersten Schritt auf dieser Bahn thaten — ich darf jetzt, wo die so unglücklich gewandten Verhältnisse mir nicht einen Anspruch auf Belohnung geben können, wohl aussprechen: an meiner Hand! — Ich, gnädige Frau, ich habe diese Stunde stets im Gedächtnisse behalten, in der auch ich eine heilige Verpflichtung für Ihr Glück übernahm, und wenn die Zuversicht, die ich damals nach bester Ueberzeugung in mir trug, durch Verhältnisse und Ereignisse, welche ich nicht abzuwenden vermochte, getäuscht worden ist, so bitte ich jetzt um die Erlaubniß, Ihnen den Beweis liefern zu dürfen, wie treu ich, vielleicht verkannt und beargwöhnt, meinem Versprechen in Ihrem Interesse nachgekommen bin."

Clementine war durch die Erinnerung des Majors, in der mehr als ein Vorwurf für sie gefunden werden konnte, anfänglich unangenehm berührt worden und schon auf dem Punkte, weitere, ihr peinliche Auslassungen durch eine kurze Entgegnung abzuschneiden, aber seine letzten Worte, die er mit so großer Zuversicht aussprach und mit einem so festen Blicke auf sie begleitete, machten sie doch wieder stutzig. Sie senkte als Zeichen der Bejahung seiner Frage ein wenig das Haupt.

„Mit dieser Erklärung," fuhr er er noch leiser fort, indem er sich näher zu ihr beugte, — „lege ich meine Ehre, meine persönliche Sicherheit, vielleicht mein Leben in Ihre Hand. Sie werden unmöglich einen größeren Beweis meines Vertrauens beanspruchen können."

Ohne auf ihre ängstliche Verwunderung über diese feierliche Einleitung zu achten, sprach er jetzt rasch hintereinander fort. Der durch die Strenge des Herzogs herbeigeführte Unfall des Prinzen habe viel böses Blut in den verschiedenen Kreisen der Hauptstadt und des ganzen Landes gemacht, besonders unter den Offizieren der Armee, welche unter einer solchen militairischen Despotie, welche aus der extravagantesten Laune entspringe, häufig schwer leiden müßten. Man könne von der mit den Jahren zunehmenden Heftigkeit des alten Herrn nur Schlimmeres erwarten, und wenn der Bogen zu straff gespannt werde, müsse die Sehne endlich einmal reißen; Aller Augen seien für einen solchen Fall schon längst auf den Prinzen gerichtet, einen fremden Herrscher wolle sich das Volk überhaupt nicht aufdrängen lassen. Es hätten sich daher schon seit geraumer Zeit geheime Verbindungen gebildet, die eifrig darüber berathschlagten, wie man das Unheil vom ganzen Lande und den einzelnen Persönlichkeiten abzuwenden vermöchte; diese Frage sei jetzt um so näher an sie getreten seit der Erkrankung des Herzogs, mit der dessen jähzornige, gefährliche Stimmung sich gesteigert habe; auch fürchte man lebhaft, die Partei des Generals von Worm könne ihm Bestimmungen zu Gunsten der auswärtigen Prätendenten entlocken; kurz, man wolle um jeden Preis dem Prinzen, von dessen unheilbarer Krankheit man glücklicherweise noch keine richtige Vorstellung habe, noch vor dem Ableben des Herzogs die Regierung in die Hand spielen und sei nur noch nicht über die Mittel

im Klaren; die Einen wollten eine Art Palastrevolution, gewaltsame Niederdrückung der feindlichen Partei und Abdankung des Herzogs, die Anderen glaubten, ein entschiedenes Auftreten des Prinzen allein würde dem Letzteren schon den Todesstoß geben. Er, der Major, gehöre dieser geheimen Verbindung längst an und sei gewissermaßen die Seele derselben, daher sein häufiger Verkehr in der Stadt. Er wisse jetzt nur einen Rath: der Prinz müsse bewogen werden, — und diese Aufgabe falle natürlicherweise Clementinen anheim — dem Herzoge seine Heirath offen zu erklären und dadurch einen gewaltsamen Bruch herbeizuführen; die große Partei, die hinter ihnen stehe, schütze sie, da sie gegen die äußerste Gewalt auch Gewalt anzuwenden entschlossen sei; einen solchen Ausbruch könne der Herzog nicht ertragen; der Zorn würde seine letzte Kraft brechen, er müsse dabei auf die eine oder andere Weise untergehn und dem Prinzen sei in jedem Falle die sofortige Uebernahme der Regierung gewiß; es bedürfe nur raschen Entschlusses und kühnen Handelns. Was Clementine von einem solchen Umschwunge der Dinge zu erwarten habe, liege auf der Hand; im ersten Enthusiasmus würde man dem neuen Regenten Alles bewilligen, was er wollte, und bei seiner Schwäche hätte sie selbst ja dies zu bestimmen.

„Und dann,“ schloß der Major, der immer wärmer und dringender geworden war, — „küsse ich triumphirend meiner gnädigsten Herzogin die Hand, in die ich jetzt diese Schrift lege, welche nur die Unterzeichnung ihres hohen

Gemahls bedarf, um die Träume aller seiner treuergebenen Anhänger zur Wirklichkeit zu machen."

Man wird nicht verkennen, daß die Intrigue des Majors nicht zu fein angelegt war und ihre Durchführung sich nur auf die politische Unerfahrenheit einer eitlen, ehrgeizigen Frau und die willenlose Schwäche eines Sterbenden basirte, ebensowenig, daß er im Ernste nicht ein so gefährliches Spiel gewagt hätte, gegen dessen Nichtswürdigkeit sich nicht allein der gesunde Sinn des Volkes, sondern auch die politische Einsicht der benachbarten Mächte empören mußte. Einen regierenden Fürsten, der, wenn auch durch manche lästige Laune unbeliebt geworden, doch seine Regentenpflichten erfüllt hatte und dem die Unfähigkeit, weiterzuregieren, nicht nachgewiesen war, zu stürzen, war geradezu eine Unmöglichkeit, besonders, wenn man an seine Stelle einen Sterbenden zu setzen beabsichtigte, der Nichts mehr zu leisten vermochte und an dessen Person sich unter solchen Umständen gar keine Interessen mehr knüpfen ließen.

Man sollte nun denken, der Major hätte die letzten Stunden des armen Prinzen füglich ungestört lassen können, da die Bestrebungen der Partei, zu der er sich in Wirklichkeit bekannte, ja nun doch nicht mehr so große Hindernisse zu überwinden hatten; wenn der regierende Herzog starb und sein Neffe, Beide ohne Nachfolge zu hinterlassen, so mußte das Land sowieso jenen Nächstberechtigten zufallen.

Major von Gräfenitz rechnete aber doch noch anders; einmal wollte er das Intriguenspiel so lange als möglich

fortführen, um sich selbst eine größere Wichtigkeit zu geben und eine um so größere Belohnung beanspruchen zu können, andererseits konnte ihm der Herzog seine Betheiligung bei der Heirathsgeschichte des Prinzen doch sehr übel vermerken, wenn man demselben nicht die Mittel an die Hand gab, gegen Clementine und die Ansprüche, die sie nach dem Tode des Prinzen erheben würde, ganz rücksichtslos zu verfahren; man mußte ihr eine wirkliche Schuld nachweisen können, um sich ihrer mit einem Anscheine von Recht gänzlich zu entledigen.

Das Schriftstück, das er Clementinen jetzt überreichte, sollte dazu dienen; es war geradezu hochverrätherischen Inhalts, indem Prinz Felix, wenn er unterzeichnete, darin erklärte, daß er bereit sei, die Regierung noch bei Lebzeiten seines Oheims in die Hand zu nehmen, und seine Anhänger bevollmächtigte, deshalb gewisse Schritte zu thun.

Clementine hatte dem Major mit steigender Unruhe zugehört; bei ihrer geringen Erfahrung in politischen Dingen und ihrer vollständigen Unbekanntschaft mit den Verhältnissen und wahren Wünschen dieses Landes, von dem sie kaum etwas mehr als die abgeschlossene Rosenburg erblickt hatte, war nichts Anderes zu erwarten, als daß sie dem Berichterstatter darüber vollen Glauben schenkte, und sie war auch nicht scharfsichtig genug, den ganzen Zusammenhang dieser Intrigue zu durchschauen; dennoch erfüllte der ihr gemachte Vorschlag sie mit Staunen, an das sich sogleich die Angst vor seiner Ausführung knüpfte.

Sie fühlte, daß ihr die Kraft zu einem solchen Wagestücke fehle, daß auch der Prinz dieselbe nicht mehr besitze, und daraus entwickelte sich schnell ein entschiedener Widerwille gegen das ganze Vorhaben; dazu kam, vielleicht vor Allem, die Ueberzeugung, es handle sich um eine hinterlistige, schlechte That, und die Erfahrungen der letzten Zeit hatten sie doch belehrt, wie wenig Segen von einer solchen zu erwarten sei. Das alte Mißtrauen gegen den Major, das sich durch seine heuchlerischen Worte nur halb einschüchtern gelassen hatte, erwachte plötzlich wieder, und sie glaubte in seinem lauernden, stechenden Blicke zu lesen, daß er sie und den Prinzen betrügen wolle. Wie ein Blitz durchzuckte sie der Gedanke, ob dasselbe nicht schon einmal der Fall gewesen wäre, — warum, das begriff sie allerdings nicht, — es war eine göttliche Eingebung, wenn man so sagen darf, die sich auf das in die Brust jedes noch nicht ganz verdorbenen Menschen geschriebene Bewußtsein von Recht und Unrecht gründet.

Dennoch nahm sie das Papier, das ihr der Major förmlich in die Hand schob, entfaltete es und las, anfänglich blos in der Absicht, Zeit für ihre Antwort zu gewinnen, dann mit zunehmender Aufmerksamkeit und Ueberlegung. Ein Muth und eine Entschiedenheit, die sie sich ein paar Minuten zuvor selbst nicht zugetraut haben würde, überkamen sie; wie der schändliche Plan da so Schwarz auf Weiß vor ihr stand, faßte sie ihn erst ganz klar auf, und sich rasch erhebend, reichte sie dem Major das Papier

zurück und sagte mit einer stolzen Festigkeit, die ihn im höchsten Grade überraschte und aus der Rolle fallen ließ:

„Der Prinz, mein Gemahl, wird diesen hochverrätherischen Anschlag nie unterzeichnen, das versichere ich Sie, Herr von Gräfenitz, geben Sie sich keine weitere Mühe deshalb und sagen Sie Ihren Mitverschworenen, daß auf uns nicht zu rechnen sei.“

Der Major wurde leichenblaß; er mußte begreifen, welche große Blöße er sich gegeben hatte, bei der ihn Clementine nun jederzeit angreifen konnte, um sich selbst zu sichern. Wäre sie klüger oder vielmehr schlauberechnender gewesen, so hätte sie ihm das Papier gar nicht zurückgeben sollen, um es nöthigenfalls als Beweisstück gegen ihn zu gebrauchen, aber ihre Aussage allein konnte ihm auch schon gefährlich werden. Die Bestürzung und der Aerger über ihre unerwartete Weigerung drückten sich nun so deutlich auf seinem Gesichte aus, daß sie ihrerseits klar erkannte, wie richtig sie gehandelt, gleichzeitig aber auch, daß sie sich dadurch einen gefährlichen Feind in ihm gemacht habe.

„Es ist unmöglich, gnädige Frau, daß Sie diese Antwort reiflich überlegt haben!“ sagte er nach einer längeren Pause, die er gebrauchte, um sich wieder zu fassen, in dringendem Tone, der selbst eine Beimischung von Drohung hatte. „Sie sprechen damit allen Ihren eigenen Hoffnungen und Aussichten das Todesurtheil. Sie bedürfen einer längeren Bedenkzeit. —“

„Nein; ich handle nicht für mich, sondern für meinen

Gemahl. Sollte er ein paar Stunden einer Macht, nach der er sich selbst nicht sehnt und die seinen Todeskampf nur erschweren würde, mit einer Ehrlosigkeit erkaufen?"

„Eine Ehrlosigkeit?" stammelte der Major. „Sie vergessen, gnädige Frau —"

„Nicht mehr wie Sie, Herr von Gräfenitz, indem Sie in diesem drohenden Tone zu der Gemahlin Ihres Herrn zu sprechen wagen, überdies zu einer Frau, die es nur ein Wort oder ein paar schriftliche Zeilen an den regierenden Herzog kosten würde, Sie zu vernichten. Aber fürchten Sie Nichts; ich werde dieses Wort nicht sprechen, wenn Sie mich meiner Selbstvertheidigung wegen nicht dazu zwingen; es widerstrebt mir ebenso sehr, die Denunciantin eines Verbrechens abzugeben, wie zu demselben die Hand zu bieten. Und diese Pläne, die Sie gegen Ihren rechtmäßigen Landesherrn — wenn ich nicht irre, auch Ihren Wohlthäter, Herr Major! — geschmiedet haben, sind ein Verbrechen; der Himmel möge das reine Gewissen des Prinzen noch in der letzten Stunde davor bewahren; was mich anbetrifft, so will ich lieber mein gutes Recht unterliegen sehn, als eine neue schwere Schuld auf mich laden, die ich dereinst vor Gott noch weniger verantworten könnte als eine andere, zu der Sie mir auch die Hand geboten haben."

Clementine sprach dies in einer Begeisterung aus, die, indem sie eine tiefe Reue ausdrückte, das Wiedererwachen der besseren Gefühle in ihr erkennen ließ; der Leichtsinn mochte dieselben eingeschläfert haben, aber der Major mußte

sich daraus überzeugen, daß der Grund ihres Herzens nicht so weit vergiftet war, wie er es sich vorgestellt hatte. Er war zu weit gegangen, und gerade dies hatte sie wieder zum Selbstbewußtsein gebracht, nachdem die Prüfungen der letzten Zeit ohne Zweifel diesen Durchbruch schon vorbereiteten.

„Sie bereuen?" sagte er giftig; — „das würde dem Prinzen sehr wenig schmeichelhaft sein."

„Ich bin Ihnen keine Rechenschaft von Dem, was in meinem Herzen vorgeht, schuldig. Der Prinz soll sich nicht über mich zu beklagen haben."

„Sie sind ihm allerdigs auch großen Dank für die Rechte, die er Ihnen hinterläßt, schuldig," entgegnete er mit einer unverkennbaren Färbung von Spott. „Wenn man diese Rechte aber angreifen wird, vielleicht mit guten Gründen —"

„Ich verbiete Ihnen diese ungemessene Sprache!" rief die junge Frau, sich hoheitsvoll aufrichtend. „Sie beleidigt Ihren Herrn ebenso sehr, wie mich. Sie sind kein treuer Diener, kein wahrer Freund, — Sie selbst haben Ihren Egoismus bekannt. Wenn ich den Prinzen nicht schonen müßte, würde ich es für meine Pflicht halten, ihn vor Ihnen zu warnen, — aber glauben Sie mir, ich werde über ihn wachen und nicht dulden, daß Sie ihn zu Ihren eigenen Zwecken mißbrauchen. Sie haben sich verrechnet, wenn Sie mich zu Ihrem willenlosen Werkzeuge machen wollten!"

Clementine hatte in steigender Aufregung gesprochen; die heimliche Abneigung, die sie schon so lange gegen diesen Mann in sich getragen, war jetzt, wo sie ihn durchschaut zu haben meinte, zur Erbitterung geworden, und seine Drohungen konnten sie nicht mehr schrecken, sondern nur noch mehr empören, zumal sie gar nicht recht daran glaubte, daß sie von irgend einer Seite ausgeführt werden könnten. Bisher hatte sie nur ein gewaltsames Einschreiten des alten Herzogs gefürchtet; nachdem sie den gegen Diesen gerichteten verbrecherischen Antrag zurückgewiesen, wie sie glaubte, durch die Nichtbetheiligung des Prinzen gänzlich unterdrückt hatte, war ihr der alte Herr offenbar verpflichtet geworden, und darauf gedachte sie sich auch im schlimmsten Falle zu berufen.

Diese Erwägung hatte sie übrigens nicht bei ihrem Entschlusse geleitet, wie wir zu ihrer Ehre ausdrücklich sagen müssen; sie kam ihr jetzt erst, und in dieser Beruhigung lag gewissermaßen schon eine Belohnung für ihre uneigennützige, rein rechtliche Handlungsweise.

Wie bitter der Major sich auch durch die harte beschämende Zurechtweisung gekränkt fühlen mochte, welche ihm diese Frau zu Theil werden ließ, die er so wenig geachtet und deren er sich mit Leichtigkeit zur Ausführung seiner Pläne bedienen zu können gemeint hatte, begriff er doch, daß er sich unvorsichtiger Weise in ihre Hand gegeben habe und daß sie davon, wenn er sie noch mehr erzürnte, in der gefährlichsten Weise gegen ihn Gebrauch machen könne.

An den wahren Beweggrund ihrer Antwort war er weit entfernt zu glauben, weil in seinem eigenen Herzen auch nicht eine einzige edlere Saite mehr erklang, aus der argen Täuschung, der er sich hingegeben, aber sogleich herauszufinden, wo er eigentlich gefehlt hatte, auf welch' geschicktere Weise er Clementine angreifen müsse, war ihm nicht möglich. Deshalb hielt er es für das Gerathenste, obgleich die Wuth in seinem Innern kochte, vorläufig einen anderen Ton anzuschlagen, und begann, gesenkten Blickes, eine Entschuldigung dafür, daß er in seinem Eifer für die Interessen des Prinzen und des Vaterlandes wohl zu weit gegangen sein könne.

Clementine war aber jetzt nicht in der Stimmung, ihn milde zu beurtheilen. Ihre Eitelkeit war stolz auf den Triumph, den sie soeben über diesen Mann davongetragen, welcher sie so gering angeschlagen zu haben schien, und sie wollte ihn ihre Uebermacht fühlen lassen; hätte sie die Klugheit zu Rathe gezogen, so würde sie ihn weiter auszuforschen gesucht haben, um sich gegen seine Rache desto besser sichern zu können, überhaupt hätte sie in ihrer zweifelhaften Lage vermeiden sollen, sich einen unversönlichen Feind zu machen.

Indessen bedachte sie dies nicht; mit einer vornehmen Bewegung, in der wieder kränkende Verachtung lag, verabschiedete sie sich von ihm, und kehrte rasch in das Nebenzimmer zurück, in dem sie den Prinzen gelassen hatte. Sie fand ihn noch schlafend und hatte reichliche Muße, sich zu

überlegen, ob sie ihm Etwas und wieviel von der soeben stattgehabten Unterredung mittheilen solle; hauptsächlich das Gefühl des Mitleids für ihn bewog sie zu dem Entschlusse, gänzlich darüber zu schweigen.

Major von Gräfenitz war bleich, heimlich mit den Zähnen knirschend, gegangen. Er fühlte sich in der Rosenburg jetzt so unsicher, daß er beschloß, sie sogleich wieder zu verlassen und nach der Stadt zurückzukehren, wo er sich bei dem Hauptgenossen seiner Intrigue, dem General von Worm, Rath zu erholen gedachte, wenigstens sollte ihm derselbe doch seine Niederlage mittragen helfen.

Er nahm dieses Mal ein Reitpferd, um schneller fortzukommen und im Schlosse auch weniger Aufsehen zu erregen, und sobald er außerhalb des letzteren war, ließ er dem Thiere die Zügel und sprengte in der raschesten Gangart, die seiner Aufregung entsprach, fort.

Als er die Stadt erreichte, war es schon Abend geworden, und schon in der Vorstadt, die sonst um diese Zeit sehr still zu sein pflegte, fiel ihm eine eigenthümliche Bewegung auf. Die Leute standen, sich in größeren Gruppen unterhaltend, theils vor den Thüren, theils gingen sie sehr eilig dem Inneren der Stadt zu; dabei herrschte aber doch eine drückende Stille vor.

Je näher er dem herzoglichen Schlosse kam, in dessen unmittelbarer Nähe General von Worm wohnte, desto mehr nahm dieses beinahe ängstliche Treiben zu, so daß er sich, selbst beunruhigt, endlich nicht mehr enthalten konnte, den

ersten besten Bürger zu fragen, ob etwas Besonderes vorgefallen wäre.

Der Mann zog, als er die Uniform erkannte, den Hut, aber eine Art Mißtrauen verrieth sich doch in seinen forschenden Blicken und dem Zögern, mit dem er antwortete:

„Sie sollten es wirklich noch nicht wissen? — Aber Sie kommen, wie es scheint, von außerhalb. Nun, der Herzog ist todt.“

Erschrocken starrte ihn der Major an; es schien ihm ganz unglaublich, was er hörte, wenn er an die sich daraus ergebenden Verwickelungen und besonders die Stellung, welche er selbst darin einnehmen würde, dachte. Nach Dem, was er Clementinen mittheilte, hätte man denken sollen, die Nachricht könne ihm gar nicht so überraschend kommen, aber in Wirklichkeit war er weit davon entfernt gewesen, sie jetzt schon zu erwarten.

Das längere Unwohlsein des Herzogs hatte noch nicht zu ernsten Besorgnissen Anlaß gegeben, nur in seinen Plan paßte es gerade, demselben eine größere Bedeutung beizulegen. Als er zum letzten Male die Stadt verlassen, hatte der alte Herr sich, nach der Versicherung des Generals von Worm, sogar recht wohl und in der besten Laune befunden; was war nun auf einmal geschehn?

Aber gleichviel! — an der Wahrheit der überraschenden Kunde ließ sich nicht zweifeln, die Bewegung in der ganzen Stadt legte ja Zeugniß dafür ab. Auch einer weiteren

Frage lohnte es nicht mehr; die Leute auf den Straßen wußten ja schwerlich, was im herzoglichen Schlosse vorgefallen war, und trugen sich wahrscheinlich mit selbsterfundenen oder absichtlich ausgestreuten falschen Gerüchten umher. Ihm lag aber zu viel daran, die Wahrheit zu erfahren und schnell zur Stelle zu sein, um, wenn möglich, in den Gang der Ereignisse einzugreifen, die für ihn unberechenbare Folgen haben konnten; er mußte um jeden Preis sogleich dem General von Worm zur Seite stehn.

Deshalb gab er seinem Pferde die Sporen, ohne ein weiteres Wort zu sprechen, und sprengte verhängten Zügels dem Schlosse zu, bis das auf der Straße zunehmende Gedränge ihn nöthigte, eine langsame Gangart anzunehmen. Die Gedanken gingen ihm im Fluge durch den Kopf. Wenn der Herzog todt war und seine Partei nicht die kräftigsten Maßregeln zu ergreifen und durchzuführen wußte, so mußte die Regierung in die Hand Prinz Felix' gelegt werden; er hätte jetzt alles Mögliche darum gegeben, wäre seine Unterredung mit Clementinen rückgängig zu machen gewesen. Für den Augenblick mußte sie ja dann die, wenn auch nicht öffentlich erklärte Regentin werden, und was hatte er dann von der gereizten Frau zu erwarten? — Es war für ihn eine Lebensfrage, daß es nicht dahin käme.

Auf dem freien Platze vor dem Schlosse hatte sich eine zahllose Volksmenge so dicht zusammengeballt, daß ein Reiter nur mit Mühe Schritt für Schritt passiren konnte; der Major fühlte sich auch zu bestürzt, um laut seinen

Namen und Rang zu nennen und sich dadurch Raum zu verschaffen. Fast sämmtliche Fenster des Schlosses waren erleuchtet; aus einem der oberen wehte eine große schwarze Fahne. Von den Thürmen der Stadtkirchen begannen jetzt auch gerade die Glocken zu läuten, ein dumpfes Gesumme ging durch die Menge, aus einer Seitenstraße bog soeben die Tête eines Bataillons der Leibgarde, ohne Trommelschlag und Musik; der auf dem Pflaster tönende eilige Taktschritt der Soldaten und ihre durch die Dunkelheit blitzenden Waffen machten allein das Volk aufmerksam und bewogen es, Platz zu geben.

Dem Major war diese Gelegenheit, vorwärts zu gelangen, sehr erwünscht; er wandte sich sogleich an den Kommandeur des Bataillons, einen Bekannten, der übrigens nicht zu seiner Partei gehörte und zweifellos auch sein heimliches Spiel nicht ahnte.

„Nun, was sagen Sie dazu?" war die erste Frage des Anderen, nachdem sie sich ernst und kurz begrüßt hatten.

„Ich komme soeben von der Rosenburg herein, bin auf das Aeußerste bestürzt über Das, was ich sehe, ahne aber noch gar nicht den Zusammenhang; Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir schleunigst mittheilen wollten, was Sie selbst davon wissen, Herr Kamerad."

„Eigentlich auch nicht viel, bis auf die Hauptsache," erwiderte der Offizier. „Der Herzog mag sich über irgend eine Kleinigkeit alterirt haben, da hat ihn der Schlag gerührt. Es kann noch kaum eine Stunde her sein. Um

die Verwirrung vollständig zu machen, erzählt man sich, der Fürst Adolf von G— sei in der Stadt anwesend, spricht sogar von Vergiftung — aber das Alles sind natürlich Thorheiten! Kein Zweifel, daß man uns Prinz Felix den Eid leisten lassen wird."

Fürst Adolf von G— war der Prätendent, für den die Partei General von Worm's sich erklärte.

„Aber man sollte den Prinzen schleunigst benachrichtigen!" fuhr der Offizier lebhaft fort, als der Major kein Wort antwortete, weil er eben daran dachte, welch' glücklicher Zufall es wäre, wenn Fürst Adolf sich wirklich in der Stadt befände; — „es würde für alle Fälle gut sein, wenn er sich sofort hierher begeben könnte."

Bisher hatten die Beiden ganz leise gesprochen; Major von Gräfenitz erhob jetzt auf einmal die Stimme und sagte so laut, daß ihn sowohl die nächsten Soldaten, als das sich umherdrängende Volk verstehn konnten:

„Das ist Unglück über Unglück; ich komme soeben von Schloß Rosenburg und habe meinen gnädigsten Herrn den Prinzen als einen beinahe Sterbenden verlassen; er kann in jedem Augenblicke seinem hohen Oheim nachfolgen."

Diese wohlberechneten Worte machten, sich schnell von Mund zu Mund tragend, eine ungeheure Sensation unter der Menge; man hörte verschiedene Rufe, theils Klagen, theils Versicherungen, das sei eine erlogene Nachricht, — die Meisten wußten noch gar nicht, von wem sie ausgegan-

gen war, — man müsse selbst nach der Rosenburg, der Prinz und das Volk sollten verrathen werden.

„Um des Himmelswillen!“ flüsterte der Bataillonskommandeur dem Major zu, indem er seine Hand ergriff und heftig drückte, — „wie können Sie so unvorsichtig sein, Das laut auszusprechen? — Hören Sie nicht, welchen Eindruck es auf das Volk macht? — Gott verhüte, daß uns auch noch dieser zweite Schlag treffen sollte!“

Man war unmittelbar vor dem Schlosse angelangt, wo das Gardebataillon Aufstellung nehmen sollte. Major von Gräfenitz sprang vom Pferde, das er einem Soldaten übergab, und eilte, ohne sich weiter zu entschuldigen, in das Hauptportal hinein. Den ausgestellten Schildwachen war er persönlich bekannt oder sie respektirten doch seine Uniform; man ließ ihn ungehindert passiren. Auf seine kurze Frage sagte man ihm, der General von Worm sei oben in den herzoglichen Gemächern; während er sich eiligst dahin begab, stand er Niemandem Rede, hörte aber wohl, daß man ihm zurief, es sei ein Glück, daß er gekommen, wo der Prinz sei? — man nannte denselben schon den neuen Herzog.

In dem unmittelbar an das Kabinet des soeben verschiedenen Regenten stoßenden Vorzimmer fand er den General von Worm unter einer großen Anzahl höherer Offiziere und Beamten, die sich alle in der größten Bestürzung befanden, aber doch sehr lebhafte Debatten zu führen schienen.

Bei seinem Erscheinen wandten sich ihm Aller Blicke

zu, und man drängte sich sogleich an ihn hinan, war er in diesem Augenblicke als Adjutant des Prinzen doch eine Person von Wichtigkeit. Indessen war er durchaus nicht geneigt, auf die an ihn gerichteten Fragen Antwort zu ertheilen, sondern suchte sich mit den Worten, er habe eine eilige Botschaft des Prinzen an den General von Worm zu bestellen, zu dem Letzteren Bahn zu brechen.

Der General hatte ihn schon bemerkt und kam ihm entgegen; er war so aufgeregt, daß er, alle höfische und militärische Etikette bei Seite setzend, ihn unter den Arm faßte und nach der Thür eines Seitenkabinets zog. In diesem Gewirre ließ sich auch unmöglich geheim verhandeln.

Dieses Seitenkabinet mußte als Privateigenthum des General-Adjutanten betrachtet und respektirt werden, denn der verstorbene Herzog hatte es ihm während der Dienststunden angewiesen, um darin nothwendige schleunige Arbeiten erledigen zu können. Für diesen Zweck war es auch eingerichtet, mit einem Schreibtisch und Aktenregalen, übrigens auch recht wohnlich und bequem.

General von Worm hatte den Major kaum eintreten gelassen, so verriegelte er die Thür hinter ihnen und warf sich erschöpft auf das Sopha; er vergaß sogar, Jenen zum Sitzen einzuladen, aber Herr von Gräfenitz nahm sich, gewiß nicht ohne wohlberechnete Vertraulichkeit, selbst einen Stuhl.

„Wer hätte Das so schnell erwartet!“ sagte der General zuerst mit einem tiefem Seufzer. „Die Ereignisse

wachsen uns über den Kopf! — Es ist ein Glück, daß ich Sie endlich hier habe, um ein vernünftiges Wort mit Ihnen reden zu können, — draußen bestürmt man mich von allen Seiten!"

„Zuerst, Excellenz," unterbrach ihn der Major etwas ungestüm, — „ist Fürst Adolf wirklich in der Stadt?"

„Der Teufel! Woher wissen Sie das denn schon?"

„Nun, dann sei Gott gedankt! dann ist noch nicht Alles verloren!" sagte der Major aus erleichterter Brust. „Wollen Excellenz mir nun nicht in Kürze mittheilen, was sich eigentlich zugetragen hat? Es scheinen tolle Gerüchte sich im Volke verbreitet zu haben, — ich hörte sogar von Vergiftung sprechen."

„Unsinn! — Sie wissen, lieber Major, daß Fürst Adolf bereits vor einiger Zeit, beunruhigt durch die Krankheit des Herzogs, die Absicht ausgesprochen hatte, sich inkognito hierher zu begeben, daß ich ihm aber entschieden davon abrieth. Nun hat er ohne mein Wissen diesen Plan doch ausgeführt, und vor längstens zwei Stunden erfahre ich durch einen vertrauten Boten, daß er unter dem Namen eines einfachen Landedelmanns im Hôtel zum Goldenen Engel angekommen ist. Höchst erschrocken über diese unvorsichtige Handlung, die uns so leicht kompromittiren konnte, sinne ich noch nach, wie ich mich insgeheim zu ihm begeben und ihm zur schleunigen Wiederabreise rathen soll, als ich schon in höchster Eile auf das Schloß beschieden werde und den Herzog im Sterben finde. Denken Sie sich, der Po-

lizeipräsident — wie Sie wissen, unserer entschiedener Gegner — hat die Ankunft des Fürsten schon in Erfahrung gebracht und sich in seinem Eifer beeilt, dieselbe dem Herzoge persönlich zu melden. Der alte Herr geräth darüber in eine solche Wuth, daß ihn der Schlag rührt. Vor einer Stunde ist er in den Armen der Herzogin, in meinem und noch einiger Anderer Beisein verschieden, unfähig, noch ein einziges Wort zu sprechen. Eine letztwillige Verfügung ist nicht vorhanden, die Parteien haben ganz freien Spielraum. Die Herzogin fällt aus einer Ohnmacht in die andere; von ihr läßt sich gar Nichts erwarten, und überdies ist sie Prinz Felix mehr geneigt als dem Fürsten. Im Schlosse geht es nun drunter und drüber; die Ansichten und Forderungen wegen der Thronfolge stehn sich schroff gegenüber; daß es in der Stadt und unter den Truppen nicht besser ist, wissen wir ja. Was nun thun?"

„Hat sich Fürst Adolf noch nicht entschieden?"

„Um des Himmelswillen nicht! Er darf nicht früher hervortreten, als bis ihm der Sieg gesichert ist. Ich habe es ihm unter der Hand sagen lassen, mir aber jede Antwort verbeten. Wenn er nicht reüssirte, wären wir verloren!"

Der Major sann einen Augenblick mit tiefgefalteter Stirn nach, dann sagte er:

„Mit Eurer Excellenz Erlaubniß werde ich selbst mich sogleich zu dem Fürsten begeben."

„Vortrefflich! Sie werden ihn von jeder Unbesonnen-

heit abhalten, ihn bewegen, daß er versteckt bleibe, bis wir wenigstens einen Theil der Truppen gewonnen haben, ihm den Eid zu leisten."

Der Major lächelte eigenthümlich für sich; wenn General von Worm jetzt im Stande gewesen wäre, besser zu beobachten, hätte er darin Spott oder Verachtung seiner Aengstlichkeit lesen können; es fiel ihm aber gerade etwas Anderes ein, was ihn wieder sehr bestürzt machte.

„Aber," unterbrach er sich selbst, — „werden Sie nicht zu Ihrem Prinzen eilen müssen, der Sie in einem so kritischen Momente vermissen und daraus Argwohn schöpfen könnte?"

„Das hat Zeit," erwiderte der Major gleichmüthig, indem er sich erhob. „Prinz Felix kann nicht mehr weit in Rechnung kommen; es würde ihm am liebsten sein, wenn man ihn ruhig sterben ließe."

„Steht es wirklich so schlimm mit ihm?" rief der General lebhaft, sogar mit unverkennbarer Freude.

„Im günstigsten Falle kann man ihm noch ein paar Wochen Zeit zum Leben geben."

„Und die Frau draußen auf der Rosenburg?"

„Es scheint, als ob sie allen Muth verloren hätte; aber davon erzähle ich Ihnen später. Unter diesen veränderten Verhältnissen könnte sie uns dennoch gefährlich werden, und wir werden gut daran thun, uns je eher desto lieber gegen sie zu sichern. Jetzt handelt es sich vor allen Dingen darum,

möglichst weit zu verbreiten, daß sich auch der Tod des Prinzen alsbald erwarten lasse."

„Das können Sie am besten thun," meinte der General.

„Ich habe schon den Anfang damit gemacht und will die Nachricht bei jedem Schritte auf dem Wege zum Fürsten weiter ausstreuen."

„Aber bedenken Sie, daß wir nicht zu weit gehen dürfen!"

„Excellenz, es gilt ein gewagtes Spiel, ich setze jetzt Alles auf eine Karte."

„Auf die des Fürsten?"

„Natürlich! — Wenn Sie hier Nichts weiter zu thun vermögen, so verhindern Sie wenigstens um jeden Preis, daß die Truppen Prinz Felix den Eid leisten. Ich eile bald wieder zu Ihrer Unterstützung herbei."

„Sie haben noch etwas Anderes im Sinne, Major; was wollen Sie thun?"

„Verlassen sich Excellenz nur ganz auf mich!" erwiderte Gräfenitz, einer bestimmten Antwort ausweichend, indem er rasch der Thür zuging, sie entriegelte und öffnete.

Er ließ dem General, der etwas verwundert über sein Benehmen war, aber nicht mehr zögern konnte, den Vortritt und begann dann im Vorzimmer, wo man ihnen schon wieder mit Fragen entgegen kam, in ähnlicher Weise wie vorher auf der Straße über den hoffnungslosen Zu-

stand des Prinzen zu sprechen, zu dem er sich, wie er hinzusetzte, jetzt begeben wolle.

Die Anhänger des Letzteren beargwöhnten den Major noch durchaus nicht; dennoch mußten sie es, wie früher der kommandirende Offizier des Gardebataillons, sehr unvorsichtig, sogar sonderbar finden, daß er gerade in diesem entscheidenden Augenblicke ihren Gegnern eine Waffe in die Hand gab, welche diese sich auch sofort zu Nutzen machten. Herr von Gräfenitz entschlüpfte nun aber geschickt allen weiteren Fragen und Vorwürfen und verließ hastig das Schloß.

Sein Plan war bereits entworfen, und er versprach sich davon nicht allein sicheren Erfolg für den Prätendenten, sondern insbesondere auch eigenen Vortheil, indem er sich den Letzteren durch einen guten Rath und thätige Hülfe verpflichtete. Den Schein, daß er für Prinz Felix handle, wollte er jetzt gänzlich von sich werfen; Clementinen gegenüber hätte er ihn doch schwerlich zu bewahren vermocht, und da, wenn Jener starb, Fürst Adolf doch aller Wahrscheinlichkeit nach zur Regierung gelangte, schien ihm dies der sicherste Weg für sich selbst zu sein.

Er dachte nun gar nicht daran, dem General beizustimmen, daß der Fürst sich so lange verborgen halten sollte, bis wahrscheinlich die stärkere Partei, nämlich die des Prinzen, gesiegt haben würde, sondern im Gegentheil wollte er Jenen dazu bewegen, daß er sich sofort öffentlich zeige und durch ein imponirendes Auftreten die gewöhnlich so leicht

umzustimmende Menge für sich gewinne. Das Schlimmste dabei war, daß er den Fürsten noch nicht persönlich kannte und nicht recht wußte, ob er eine solche Entschlossenheit von ihm erwarten dürfe.

Nachdem er im Hôtel zum Goldenen Engel seinen Namen genannt hatte, fand er leicht Zutritt zu dem angeblichen Landedelmanne, dessen wahren Charakter man hier noch nicht ahnte.

Ein Mann von körperlicher Schönheit und Kraft, eine Erscheinung, die wohl zu imponiren vermochte und auf einen festen, muthigen Willen schließen ließ, stand ihm gegenüber. Fürst Adolf, ein Herr in den besten Jahren, hatte noch keine Souverainetaitsrechte besessen, wiewohl er reich begütert war, und bekleidete in einer großen auswärtigen Armee einen hohen Offiziersrang, in dem er sich auch schon wirklich ausgezeichnet hatte. Der Name des Majors als eines seiner Parteigänger war ihm bekannt; er empfing denselben daher, trotzdem man ihm eine große Aufregung ansah, mit besonderer Freundlichkeit.

Gräfenitz wußte gewandt zu sprechen; er stellte dem Fürsten in gedrängter und überzeugender Kürze Alles vor, wie er es sich zurechtgelegt hatte, und bemerkte recht gut, welch' tiefen Eindruck dies machte. Auch über den Krankheitszustand Prinz Felix' ließ Fürst Adolf sich genauen Bericht erstatten und schien darauf hauptsächlich eine Rechtfertigung seiner eigenen Handlungsweise zu stützen.

„Ihr Rath ist gut, Major," sagte er nach nicht zu

langer Ueberlegung, — „und seine Ausführung entspricht auch meinem Charakter am besten. Ich bin nicht hierher gekommen, um mir den Herzogshut zu stehlen, sondern will ihn mir als mein von Gott und Rechtswegen gebührendes Eigenthum selbst aufsetzen. Wenn Worm nicht so ängstlich wäre, würde ich schon längst gehandelt haben; es ist mir lieb, daß ich jetzt wenigstens auf Ihre Unterstützung zählen kann, und das werde ich Ihnen nicht vergessen."

Er ersuchte nun den Major, ihm ein Pferd zu besorgen. Es sollte eine in ähnlichen Fällen schon oft mit Glück erprobte Comödie in Scene gesetzt werden. Die Uniform des herzoglichen Garderegiments hatte der Fürst schon in Bereitschaft, und man mußte gestehn, daß er sich darin, mit seinen Orden geschmückt, und zu Pferde ganz vortrefflich ausnahm.

Inzwischen war es im herzoglichen Schlosse und um dasselbe her schon recht stürmisch zugegangen. Die Truppen standen in dichtgeschlossenen Colonnen auf dem großen freien Platze vor dem Gebäude, theils auch im Inneren desselben, das Volk, in dem alle Stände der Residenz beinahe vertreten waren, wogte daneben und in den anstoßenden Straßen; von einer gegenseitigen Feindseligkeit war nicht die Rede, denn, mit wenigen Ausnahmen, stimmte in diesen Kreisen Alles darin überein, daß man keinen Anderen wie Prinz Felix als den neuen Regenten anerkennen wolle. Die äußerste Aufregung herrschte aber dennoch, weil man recht gut wußte, es gebe eine große Hofpartei, welche alles

Mögliche anwenden werde, eine andere Ansicht zur Geltung zu bringen; man rüstete sich schon zum hartnäckigen Widerstande dagegen, wollte aber nicht mit der Gewalt beginnen.

Die Nachricht von der gefährlichen Krankheit des Prinzen, die man für erlogen hielt, die von der heimlichen Anwesenheit Fürst Adolf's, Gerüchte von einem gewaltsamen Tode des Herzogs, Alles, übertrieben und nach eigener Phantasie ausgeschmückt, bewegte die Gemüther in so hohem Grade, daß sich die heftigsten Ausbrüche fürchten ließen.

Im Inneren des Schlosses sah es eigentlich noch viel schlimmer aus, denn hier standen sich ja wirklich zwei Parteien gegenüber, die sich erst an diesem Abende recht kennen lernten. Man stritt sich ganz offen herum und gerieth dabei zuweilen in die drohendste Heftigkeit. Zunächst handelte es sich immer wieder um die Vereidigung der Truppen, und da General von Worm, der zugleich das Amt eines Kriegsministers bekleidete, sich nicht recht klar aussprach, aber doch seine Neigung für Fürst Adolf durchblicken ließ, wußte Niemand recht, woran er war.

Die Minister und der Staatsrath hatten sich versammelt und debattirten ohne Erfolg; alle diese Herren, die sich einer hohen, einträglichen Stellung erfreuten, wollten sich dieselbe auch unter dem neuen Herzoge sichern und sich deshalb gegen keinen der Beiden offen erklären, welche auf diesen Titel Anspruch machten. Die Generale und höheren Offiziere hielten wieder ihren eigenen Rath, die Vorstände

der Bürgerschaft schickten eine Deputation über die andere, und wollten wissen, woran sie seien.

Darüber vergingen in quälender Ungewißheit Stunden, und der gemeine Pöbel benutzte schon diese Zeit der willkommenen Anarchie, in entlegeneren Straßen Excesse zu begehen. So konnte es nicht länger bleiben, das begriff jeder Vernünftige.

Da die Herzogin, der allerdings keine entscheidende Stimme zufallen konnte, in ihrem Schmerze beinahe ganz geistesabwesend war, kein anderes Mitglied der herzoglichen Familie existirte als Prinz Felix, war es das Natürlichste, sich sofort an den Letzteren zu wenden, aber Dem widersprach, sich auf seine Krankheit berufend, die Partei des Generals von Worm.

Unter diesen Umständen erschien — es war zehn Uhr Abends, die Straßen und der Schloßplatz aber so hell erleuchtet wie am Tage — plötzlich Fürst Adolf, in großer Uniform und zu Pferde, allein gefolgt von dem Major von Gräfenitz.

Das Volk kannte ihn nicht, wich ihm aber ehrfurchtsvoll aus; einige Kühne wandten sich geradezu an den Major und fragten ihn nach dem Befinden des Prinzen. Er antwortete mit trauriger Miene, es sei keine Hoffnung vorhanden, und sie traten erschrocken zurück, um aber doch bald wieder ihr Mißtrauen gegen diesen Bescheid auszusprechen.

Wer war der fremde hohe Offizier, der so ernst, so

gebieterisch blickte? — Auf einmal ging es, zuerst zweifellos als eine bloße Vermuthung ausgesprochen, von Mund zu Mund, es sei Fürst Adolf; das schien dem Volke unerhört und reizte es noch mehr zum Widerstande gegen einen Gewaltstreich von dieser Seite, aber noch wagte Niemand, diese Erscheinung, die so viel Ehrfurchtgebietendes und Strenges hatte, zur Rede zu stellen oder gar anzugreifen; nur ein dumpfes, nichts Gutes prophezeiendes Murren ging zuweilen durch die Menge.

So gelangte der Fürst auf den Schloßplatz vor die Truppen und gab sich ihnen zu erkennen. In einer kurzen, lauten Ansprache sagte er, daß er als nächster Verwandter des herzoglichen Hauses erschienen sei, — er erwähnte dabei nicht seiner Ansprüche auf den Thron — um, bei der schweren Krankheit seines Vetters, des Prinzen Felix, bis zur weiteren Auseinandersetzung mit demselben und Prüfung ihrer beiderseitigen Rechte die Regentschaft zu übernehmen; er fordere daher Gehorsam für sich und werde die Truppen darauf verpflichten lassen.

Dieser sehr kräftig gehaltenen Rede folgte ein tiefes Schweigen der Soldaten, die erwartungsvoll auf ihre Offiziere blickten; wenn General von Worm oder ein anderer höherer Befehlshaber jetzt zur Stelle gewesen wäre, welcher in entschiedener Weise die militärische Disciplin zur Geltung brachte, hätte vielleicht Alles ganz nach dem Wunsche des Fürsten gehen können, aber diese Herren befanden sich auf dem Schlosse — Major von Gräfenitz war wüthend über diesen

Fehler — und von den subalternen Offizieren mochte keiner eine Verantwortung übernehmen, zu der sie nicht einmal ihr Herz trieb.

Die Truppen standen regungslos da, aus der Volksmenge aber erhob sich ein höhnendes, drohendes Geschrei. Major von Gräfenitz hielt sich in diesem entscheidenden Momente für berufen, das Wort zu ergreifen und zu versichern, daß der Fürst ganz im Sinne des Prinzen und des obersten Militärbefehlshabers, des Generals von Worm, handle, aber nun brach die Wuth des Volkes gegen ihn los; man rief ihm zu, er sei ein Verräther, und die durch alle diese Vorgänge gereizten Soldaten stießen die Gewehrkolben auf das Pflaster und gaben so drohende Zeichen von Unzufriedenheit, daß der Fürst, ganz bleich geworden, keinen andern Rückzug als in das Schloß zu nehmen wußte.

Hier begab er sich, von dem Major gefolgt, der seine Bestürzung unter einer herausfordernden Miene zu verbergen suchte, sofort in die Rathsversammlung. Es würde aber zu weit führen, zu schildern, wie er hier von einem Theile mit einem schwachen Enthusiasmus, unter dem sich nur die Angst versteckte, von dem anderen sehr kühl empfangen wurde, wie General von Worm zwischen beiden Parteien lavirte und endlich, auf Andringen der Offiziere und Bürgerschaft, doch beschlossen wurde, zunächst eine gemischte Deputation nach der Rosenburg zu schicken, um sich von dem Befinden des Prinzen zu überzeugen und dessen Erklärungen einzuholen.

Das war eine vorläufige Niederlage für den Prätendenten, der keineswegs eine so große Energie entwickelte, als unter solchen Umständen in seinem Interesse nothwendig gewesen wäre, für seine ganze Partei und insbesondere Major von Gräfenitz, der jetzt nur noch mit Ersterem stehn oder fallen konnte.

Für die ganze Hauptstadt war es eine Nacht voll Unruhe, Spannung und Gefahr, wie man sie kaum jemals erlebt hatte. Wir wenden uns jetzt aber wieder nach der Rosenburg.

Dort hatte man noch keine Ahnung von diesen wichtigen Ereignissen. Prinz Felix fühlte sich gerade an diesem Tage sehr unwohl und schwach; in ihrer Angst um ihn hatte Clementine schon längst den Major vergessen; sie fürchtete, daß der Prinz ihr in jedem Augenblicke unter den Händen sterben könne, wiewohl der Leibarzt versicherte, es stehe noch nicht so schlimm.

Nach Mitternacht war der Prinz, der sich alles Zuredens ungeachtet, gar nicht zu Bett gelegt hatte, eingeschlafen, und seine treue Pflegerin athmete leichter auf; der Arzt hatte bestimmt ausgesprochen, es werde anderen Tags besser sein. Der Prinz ruhte im Lehnstuhle, Clementine wachte bei ihm. Im Schlosse hatte sich Alles, bis auf Clary und Rosa, die ihre Herrin zu unterstützen bereit waren, zur Ruhe begeben.

Da wurde es auf einmal in und vor dem Schlosse wieder laut; der Schloßverwalter meldete Clementinen, es

seien zwei Wagen angekommen, deren Insassen, hochgestellte Leute aus der Residenz, unter allen Umständen Einlaß und den Prinzen zu sprechen verlangten.

Die arme Frau gerieth dadurch beinahe in Verzweiflung; alle möglichen bösen Befürchtungen stiegen in ihr auf, die Wirklichkeit konnte sie ja unmöglich ahnen. Sie vergaß ganz ihr eigenthümliches Verhältniß zu dem Prinzen, und, sich nur als dessen Gattin und nächstberechtigte Schützerin fühlend, entschloß sie sich, den ungewöhnlichen Besuch selbst zu empfangen.

Wenn man in der Hauptstadt auch noch nicht klar über die Verbindung des Prinzen war, so hatte man doch schon so viel davon gehört, daß er der Dame eine besondere Neigung und Achtung zutrage, erinnerte sich auch wohl dort des Ausganges, welchen ein ähnliches Verhältniß seines Vaters genommen hatte, und die Abgesandten, sämmtlich Anhänger des Prinzen, waren ganz geneigt, sich mit Clementinen auf Unterhandlungen einzulassen. Ihre Schönheit und die aus ihrem Schmerze jetzt hervortretende wahrhafte Würde ließen auch diese Männer, die mit den besten Absichten kamen, nicht kalt, und sie setzten ihr mit aller Achtung und Schonung die Veranlassung und den Zweck ihrer Sendung auseinander.

Clementine, tief erschüttert durch diese Mittheilungen und noch gar nicht im Stande, die Folgen der Ereignisse zu überblicken, mußte zugeben, daß der Prinz schwer krank sei, und stützte darauf die Bitte, ihn augenblicklich mit jeder

Beunruhigung zu verschonen, andererseits konnte sie aber nicht die Verantwortung dafür übernehmen, daß er, wie man ihr vorstellte, alle seine Rechte und Pflichten dem fremden Prätendenten gegenüber aufgeben sollte.

So blieb denn nichts Anderes übrig, als daß der Kranke sanft und schonend geweckt werden mußte, welcher Aufgabe sie sich selbst unterzog.

Prinz Felix schien durch den Schlaf wirklich gestärkt worden zu sein; er begrüßte Clementine auf das Zärtlichste, und es gelang ihr, ihn langsam auf das Geschehene und Kommende vorzubereiten, das freilich nicht ohne allen Eindruck auf ihn bleiben konnte. Abermals sprach er sich gegen sie dahin aus, daß es ihm unmöglich sei, seinem Vetter die Uebernahme der Regierung streitig zu machen, und daß er sich nur gewisse Rechte, hauptsächlich ihretwegen, vorbehalten wolle. Hierauf erklärte er sich bereit, die Deputation zu empfangen, verlangte aber ausdrücklich, daß Clementine an seiner Seite bleibe.

Die Herren traten ein, zwei höhere Offiziere, zwei der ersten Staatsbeamten und zwei Mitglieder des Magistrats der Residenz. Der Prinz war nicht im Stande, sich aus dem Sessel zu erheben, neben dem Clementine stand, und sein krankhaftes Aussehen machte offenbar einen tieferschütternden Eindruck auf die Deputation, die ihn mit der größten Ehrfurcht begrüßte; man sah zu deutlich, daß man einen Sterbenden vor sich hatte, und konnte sich der traurigen Ueberzeugung schwerlich verschließen, daß man Diesem

in allerseitigem Interesse nicht mehr die Last einer Krone aufbürden dürfe. Dennoch mußten die Abgesandten ihre Pflicht erfüllen.

Der Sprecher legte dem Prinzen die augenblicklichen Verhältnisse klar dar, drückte den bestimmten Wunsch des gesammten Volkes aus, statt eines fremden und unbekannten einen schon lange geliebten und verehrten Herrn anzuerkennen, und versicherte, daß Dieser nur ein Wort auszusprechen habe, dem man anderen Ansprüchen gegenüber mit aller Energie nachzukommen entschlossen sei.

Die matten Augen Prinz Felix' leuchteten bei der Erwähnung der Liebe und Ergebenheit, die man ihm zutrug, wieder heller auf; sichtlich wurde er dadurch gerührt und erfreut. Nun sprach er selbst mit großer Anstrengung, die allgemeine Besorgniß, besonders Clementinens, erregen mußte; er sagte, daß er nie nach der Regierung gestrebt und immer als einfacher Privatmann zu leben gewünscht habe, doch würde er sich jetzt dem so deutlich ausgesprochenen Willen des Volkes fügen, wenn ihm nicht seine Schwäche, die er nur zu sehr fühlte, verböte, Pflichten, welchen er nicht zum allgemeinen Besten nachkommen könnte, zu übernehmen. Nur deshalb sei er fest entschlossen, auf die Regierung zu verzichten, und rathe, dieselbe seinem nächstberechtigten Vetter Adolf zu übergeben. Er würde, setzte er lebhafter hinzu, dies ganz bedingungslos thun, wenn ihm nicht eine persönliche Pflicht zu erfüllen obläge, und zwar für die Frau, die man jetzt an seiner Seite sehe, seine rechtmäßige, ihm

angetraute Gemahlin. Indem er freiwillig zu Gunsten des Fürsten Adolf auf die Regierung verzichte, fordere er von Diesem die Anerkennung seiner in aller Stille abgeschlossenen Ehe und des von ihm niedergelegten Testamentes und ersuche die Deputation, dies für ihn auszuwirken, da er augenblicklich unfähig sei, sich deshalb direkt an seinen fürstlichen Vetter zu wenden.

Nach dieser feierlichen Erklärung, welche selbst Clementine nicht erwartet hatte und die sie in Rührung und Dankgefühl die bittersten Thränen vergießen ließ, während die auf das Höchste überraschten Mitglieder der Gesandtschaft Mühe hatten, Herr ihrer tiefsten Bewegung zu werden, sank er erschöpft, unter tiefen Athemzügen wieder zurück.

Dieser Anstrengung und Gefühlserregung waren seine Kräfte nicht mehr gewachsen gewesen; sein Gesicht wurde so todtenbleich und es zuckte darin so krampfhaft, daß Alle in den bangsten Befürchtungen auf ihn blickten.

„Der Prinz stirbt!" flüsterten sich die Herren zu, während Clementine in ihrer Angst sich über ihn beugte, seine Hände an ihre Lippen führte und laut seinen Namen rief, als wolle sie dadurch den fliehenden Geist fesseln.

Noch einmal schlug er die Augen auf, blickte sie mit einem schwachen Versuche, zu lächeln, an, und sank dann mit einem tiefen Seufzer zurück; es war sein letzter Hauch gewesen, das gebrochene Auge verkündete den Tod.

Mit einem lauten Aufschrei warf sich die junge Frau

zu seinen Füßen nieder, deckte dann die Hände über das Gesicht und brach in krampfhaftes Schluchzen aus; die Abgesandten waren rasch näher getreten, und während Einige von ihnen sich um den Prinzen beschäftigten, versuchten die Anderen, Clementine aufzuheben und fortzuführen, was ihnen nur mit Mühe gelang.

Sie versicherten die verzweifelte Frau, die jetzt gar kein Ohr dafür zu haben schien, daß sie Alles, was in ihren Kräften stände, für sie thun würden, um den letzten Willen des Prinzen, ihres Gemahls, zur Ausführung zu bringen, aber in wildem Schmerze riß sie sich wieder von ihnen los und kehrte zu dem Todten zurück. Sie fühlte jetzt erst recht, was er ihr gewesen war, daß sie mit seinem letzten Athemzuge alle glänzenden Hoffnungen für die Zukunft verloren habe.

Viertes Kapitel.

Macht geht vor Recht.

Die Sonne ging schon über der Hauptstadt auf, als die nach Schloß Rosenburg abgesandte Deputation daselbst wieder eintraf. In ihrer Abwesenheit hatte die Unruhe noch zugenommen und Wenige daran gedacht, zu Bette zu gehn.

Die Truppen waren in ihre Kasernen zurückbeordert worden, bis auf die zur Aufrechterhaltung der Ordnung nöthigen Mannschaft, die Straßen und öffentlichen Plätze blieben aber vom Volke gefüllt, das noch von Zeit zu Zeit Drohungen gegen Fürst Adolf ausstieß und verlangte, derselbe solle die Stadt verlassen.

Man versuchte aus dem Schlosse das Gerücht zu verbreiten, dies sei bereits geschehen, aber der Fürst hätte höchstens in einer Verkleidung über die Straße gehn können, um nicht Insulten ausgesetzt zu sein, und dessen weigerte er sich entschieden, hatte wohl auch andere gute Gründe, nicht vom Platze zu weichen.

Höchlichst erbittert über den Empfang, den er gefunden, besorgt über seine ferneren Aussichten, hatte er sich zuerst mit den vornehmsten Mitgliedern seiner Partei im Schlosse berathen, als er dieselben größtentheils aber sehr muthlos und schwankend fand, sich mit dem Major von Gräfenitz, auf den seine ganze Gunst übergegangen zu sein schien, zurückgezogen.

Der Major war auch der Einzige, der treu und entschieden zu ihm hielt, aber man wird ihm dies schwerlich hoch anrechnen können, da man weiß, daß ihn nur seine eigenen Interessen dazu bewogen und nöthigten. Für ihn mußte der Ausgang dieser zweifelhaften Situation ebenso entscheidend wie für den Fürsten sein; wenn der Letztere schließlich dennoch triumphirte, so hatte er Aussicht, sein Günstling nnd nach ihm vielleicht der erste Mann im Lande zu werden, mußte Jener die Stadt verlassen, so blieb ihm auch nichts Anderes übrig, als dieses Geschick zu theilen.

Zwischen Beiden fanden jetzt die vertraulichsten Aussprechungen statt; wenn sich dem Major daraus ergab, daß Fürst Adolf kein Mann von durchaus edlem Charakter und sehr geneigt war, wie ja auch schon die Vergangenheit bewiesen, die Rechtlichkeit der Mittel zur Erlangung eines ihm wichtigen Zieles nicht sehr genau abzuwägen, so durfte auch er über Das, was er bisher gethan hatte, ganz offen sprechen und sogar auf Belohnung dafür rechnen.

Man kann sich denken, daß dem Fürsten sehr viel daran gelegen war, über seinen Vetter Felix so viel als möglich

Nachtheiliges in Erfahrung zu bringen, das sich noch als Waffe gegen ihn kehren ließe, und dabei mußte denn auch die Entführung der Frau von Burgstein und des Prinzen späteres Verhältniß zu ihr zur Sprache kommen.

Der Major wußte sich nicht allein in der schon früher angegebenen Weise vollständig deshalb zu rechtfertigen und dem Fürsten glaublich zu machen, daß er nur in dessen Interesse gehandelt habe, sondern machte ihm auch noch weitere Eröffnungen in dieser Angelegenheit, die Jenen in Erstaunen setzten, im Ganzen aber doch mit Befriedigung von ihm aufgenommen wurden. Unsere Leser sollen bald erfahren, um welche Schurkenstreiche des Majors es sich dabei handelte.

Unter solchen Unterhaltungen war der Morgen herangekommen, und Beide warteten nun mit Spannung auf die Antwort, welche die Abgesandten von der Rosenburg zurückbringen würden.

Viele Städter waren in ihrer Ungeduld den Letzteren schon weit hinaus vor das Thor entgegengegangen und stürzten nun förmlich auf die in Sicht kommenden Wagen zu. Man hätte kaum noch zu fragen gebraucht, denn die ernsten, traurigen Mienen dieser Herren, in welche das Volk volles Vertrauen setzte, kündigten schon das Schlimmste an. Die umdrängten Wagen hielten mitten auf der Chaussee; einer ihrer Insassen, ein alter, würdiger Mann, stand auf, zog seinen Hut und sagte zu dem hochaufhorchenden Volke mit lauter, feierlicher Stimme:

„Unser geliebter gnädiger Herr, Prinz Felix, ist nicht mehr; Gott hat ihn vor unseren Augen in einem sanften Tode abberufen, nachdem er unmittelbar vorher noch Zeit gehabt, seinen Wunsch und Willen auszusprechen, daß Se. Durchlaucht Fürst Adolf von G— die ihm nun unbestreitbar zustehende Regierung und den herzoglichen Titel übernehme. Ehren Sie die höchste Bestimmung, an deren Weisheit wir nicht zweifeln dürfen, und den letzten Willen unseres theueren dahingeschiedenen Prinzen durch würdige Fassung und Gehorsam."

Das Volk stand schweigend, mit gesenkten Köpfen umher; man hätte eher alles Andere als diese Trauerbotschaft von so heiligem Ernste erwartet; vor ihr verstummten alle ungestümen Leidenschaften und machten dem tiefsten Schmerze Platz. Erst nach einer längeren Pause begannen einige Frauen zu weinen und leise zu wehklagen, und als die Wagen langsam ihren Weg fortsetzten, folgte ihnen die mit jedem Schritte zunehmende Menschenmenge in ehrfurchtsvoller, trauernder Stille.

Die verhängnißvolle Botschaft gelangte auf diese Weise in die Stadt, wo sie überall den gleichen Eindruck machte. Jeder, auch der abgesagteste Gegner Fürst Adolf's, mußte begreifen, daß man in ihm jetzt den neuen Herzog zu sehn habe, und fühlen, daß wüster Lärmen, der Unzufriedenheit ausdrücken sollte, das Andenken Prinz Felix' beleidigen würde.

Fürst Adolf und Major von Gräfenitz standen, sich

nach außen hin durch die schweren Gardinen verbergend, an einem Fenster des Schlosses, als die beiden Wagen, von unzähligem Volke umgeben, vor dem letzteren anlangten; der ganze Aufzug hatte etwas so Unheimliches, daß sie sich anfänglich bestürzt ansahen. Der Major begriff zuerst das Geschehene.

„Prinz Felix ist todt!“ sagte er dumpf, denn seine Gewissensbisse ließen augenblicklich keine rechte Freude über diese in seinem Sinne so unerwartet glückliche Lösung aller Verwickelungen aufkommen; schnell gefaßt setzte er hinzu, er wolle sich sogleich von der Richtigkeit seiner Vermuthung überzeugen, und eilte hinaus.

Fürst Adolf blieb und blickte düster auf den Platz nieder; was mochte in seiner Brust wohl vorgehn, als er die tiefe, würdige Trauer des Volkes um seinen dahingeschiedenen Gegner mit dem wilden Sturme verglich, der seine Forderungen am vergangenen Abende empfangen hatte?

Fünf Minuten später trat Herr von Gräfenitz rasch wieder ein; sein Antlitz glühte, und seine Augen leuchteten; vor dem Fürsten sich auf ein Knie niederlassend, zog er dessen Hand an seine Lippen mit den Worten:

„Kein größeres Glück für mich, als daß ich meinen gnädigsten Herzog zuerst begrüßen darf!“

„Der Prinz ist todt?“ fragte Fürst Adolf rasch.

„Gott hat für Eure Hoheit entschieden,“ erwiderte der Major, bejahend das Haupt senkend, und, sich erhebend,

berichtete er kurz, was er soeben in Erfahrung gebracht hatte.

Das Antlitz des neuen Herzogs klärte sich schnell wieder auf.

Der Anerkennung und Huldigung des neuen Regenten stand nun Nichts mehr im Wege. Während ihm die Minister und hohen Staatsbeamten dieselben brachten, wirbelte der Generalmarsch durch die Straßen und rief die Truppen von Neuem zusammen vor dem Schlosse; das Volk umstand sie in düsterem Schweigen.

Bald erschien Herzog Adolf, wieder zu Pferde, aber dieses Mal von einer glänzenden Suite begleitet. Er sah finster und noch strenger wie gestern aus; kein freudiger Ruf bewillkommnete ihn. Die üblichen Ceremonien der Eidesleistung wurden vollzogen; auf Anstiften des Generals von Worm riefen die Soldaten ihrem neuen Kriegs- und Landesherrn drei Hurrahs, die nicht aus vollen Herzen und Kehlen zu kommen schienen, und das Volk stimmte gar nicht ein. Der Herzog hielt gar keine Ansprache, sondern ritt eben so düster und stolz, wie er gekommen war, in das Schloß zurück.

In der Stadt herrschte wieder eine Todtenstille; die Leute gingen an ihre Arbeit und gewöhnlichen Beschäftigungen, als sei gar nichts Außerordentliches vorgefallen, aber sie machten trübere und verdrossenere Gesichter wie sonst dabei.

Herzog Adolf erließ sogleich eine Reihe von Kabinets-

befehlen, die nicht geeignet waren, das Volk mit ihm zu versöhnen. Fast sämmtliche hohen Staatsämter wurden mit anderen Personen besetzt, natürlich solchen, die zu seiner Partei gehört hatten, selbst ganz unbekannte Ausländer führte er ein. General von Worm blieb einstweilen Kriegsminister, verlor aber die Stelle eines Generaladjutanten, und diese erhielt mit dem Oberstentitel der bisherige Major von Gräfenitz, den das Volk heimlich noch immer „einen Verräther“ nannte.

Der Herzog verfügte auch, daß die Leiche Prinz Felix' von der Rosenburg abgeholt und mit großen Feierlichkeiten, zugleich mit der des alten Herzogs, in der Familiengruft im Dome der Stadt beigesetzt werden solle; die Leute fragten sich dabei, was wohl aus der Gemahlin des Prinzen werden möge, denn nur so nannte man Clementine, nachdem sich das Gerücht verbreitet hatte, der Prinz sei wirklich mit ihr getraut gewesen und habe sie besonders der an ihn gesandten Deputation vorgestellt.

Das doppelte Leichenbegängniß wurde mit aller Feierlichkeit und unter großer allgemeiner Theilnahme vollzogen; die Gemahlin des Prinzen war nicht dabei zugegen und schien überhaupt, zur Verwunderung der Leute, gänzlich verschollen zu sein; erst nach mehreren Tagen begannen sich Gerüchte über sie zu verbreiten, die wir nicht zu verfolgen brauchen, da sie sich hauptsächlich doch nur auf Vermuthungen gründeten; nur soviel, daß sie wieder böses Blut gegen den Herzog machten.

Clementine hatte den ersten leidenschaftlichen Schmerzensausbruch, aber nicht ihre wahre Trauer um den Dahingeschiedenen überwunden; sie fühlte schon, daß es nothwendig sei, an sich selbst zu denken. Die Dienerschaft auf Schloß Rosenburg erwies ihr beinahe verdoppelte Achtung, sowohl weil sie ihre liebevolle Fürsorge in den letzten Stunden des geliebten Herrn anerkannte, als weil der alte Schloßverwalter, ungeachtet Clary's Abmahnung, der erst warten wollte, wie sich die weiteren Ereignisse unter der neuen Regierung entwickeln würden, sich seiner Verpflichtung zum Schweigen über die Trauung jetzt für entbunden, ja, es geradezu für nothwendig und im Sinne des Prinzen gehandelt hielt, seine Zeugenschaft dafür laut zu verkünden. Dennoch mußte Clementine in den Mienen dieser ihr ganz ergebenen Leute eine ängstliche Besorgniß für sich erblicken, die sie daran erinnerte, daß sie leicht in den Fall kommen könne, ihre Rechte besonders vertheidigen zu müssen.

Der Major blieb aus, und wenn ihr dies in einer Beziehung auch ganz angenehm war, so mußte sie daraus doch schließen, daß sie von seiner Seite auf keine Unterstützung zu rechnen habe. Der Trauschein und das Testament des Prinzen, von dem letzteren wenigstens eine beglaubigte Abschrift, befanden sich in ihrer Hand; dadurch hielt sie sich für gesichert, und es widerstrebte ihrem Gefühle, diese Dokumente sofort zu veröffentlichen, was einem möglichen Gewaltschritte vorgebeugt haben müßte.

Waren es aber nicht ehrenwerthe, einflußreiche Männer,

welche die letztwillige Erklärung des Prinzen über sie vernommen und feierlich versprochen hatten, dieselbe aufrecht zu erhalten? — Was konnte sie da noch fürchten?

An dem Todestage des Prinzen, während auf der kleinen Rosenburg gewiß noch mehr Thränen vergessen wurden als in der großen Stadt, hörte man auf ersterer nicht viel mehr, als daß Fürst Adolf die Regierung übernommen habe. Dort, besonders bei Hofe, mochte sich Alles in so großer Verwirrung befinden, daß man kaum an das einsame Schloß dachte: am nächsten Tage, als auch ein herzoglicher Commissair eintraf, welcher für die Uebernahme und Fortschaffung der Leiche Sorge tragen sollte, durfte man aber wohl erwarten, daß der Herzog sich der Wittwe seines Vetters erinnert haben und ihr einen angemessenen Platz anweisen würde; daß dies nicht geschah, mußte Clementine selbst befremden und besorgt machen.

Sie hatte es für ihre Pflicht gehalten, dem Todten die letzten Aufmerksamkeiten und Sorgen zu erweisen, aber der Commissair und die mit ihm gekommenen Aerzte bedeuteten sie höflich, daß die nun nothwendigen Vorgänge nicht ihre Gegenwart erforderte.

Dadurch sah sie sich auf ihre Zimmer verbannt, wo Rosa ihre einzige Gesellschafterin blieb; nur noch der Schloßverwalter kam ab und zu, um ihr Bericht zu erstatten, wenn etwas Außerordentliches im Schlosse vorging, als ob er sie für die einzig berechtigte Herrin darin hielte. Die Miene des Alten wurde übrigens immer sorgenvoller, und er schien

Etwas auf dem Herzen zu haben, das er sich doch auszusprechen scheute; — es war eine Warnung für sie, denn das Schweigen des neuen Herzogs erweckte bange Ahnungen in ihm.

Dieselben sollten sich im Laufe der zweiten Nacht nur zu sehr erfüllen. In tiefster Dunkelheit langte vor der Rosenburg ein geschlossener Reisewagen an, der von zehn bis zwölf Dragonern zu Pferde begleitet wurde. Der Offizier verlangte gebieterisch im Namen des Herzogs Einlaß, welcher ihm natürlich gewährt wurde werden mußte. Der alte Verwalter hatte nicht mehr Zeit, Clementine von diesem sonderbaren Besuche zu benachrichtigen; die Equipage war kaum in den Schloßhof gefahren, als aus ihr Oberst von Gräfenitz sprang und barsch und herrisch verlangte, ihn ohne Verzug „der Dame, die im Schlosse wohne," zu melden.

Clementine, von ihrer inneren Unruhe wach erhalten, schlief um diese Zeit noch nicht, war sogar vollständig angekleidet; der Alte wagte dennoch, das Erstere zu behaupten, aber der Oberst fuhr ihn so heftig an, zu gehorchen, und folgte ihm auf dem Fuße, daß er jeden weiteren Widerstand aufgeben mußte.

„Der Major!" konnte der ehrliche Greis, der jetzt des Schlimmsten gewiß war, nur sagen, als er in Clementinens Zimmer trat, und sie verstand ihn vollkommen.

Ein heftiges Zittern überlief ihren ganzen Körper; als der Verwalter, in dem sie eine treue und biedere Seele

kennen gelernt hatte, sich beugte und ihre Hand mit den Worten küßte: „Seien Sie muthig, gnädige Frau, — sie können Ihnen Nichts anhaben!“ — raffte sie alle Fassung zusammen und war zum Kampfe gerüstet. Der Major sollte sie am allerwenigsten schwach sehn.

Mit stolzer, unverkennbar höhnischer Miene trat er ein und verbeugte sich nur sehr oberflächlich.

„Ich komme auf Befehl Seiner Hoheit des Herzogs,“ begann er ohne Weiteres — „und rechne in dieser Eigenschaft darauf, daß Sie gnädige Frau, mir nun eine Unterredung bewilligen werden, die Sie mir vorgestern abschlugen oder wenigstens so kurz abbrachen.“

Es lag so viel Hohn in diesen Worten und der sie begleitenden Miene, daß Clementine, indem sie eine kurze, zum Niedersetzen einladende Handbewegung machte, sich nicht enthalten konnte, zu erwidern:

„Sie haben die Farbe schnell gewechselt, Herr Major; so darf ich wenigstens hoffen, daß Sie mir nicht wieder so — so unannehmbare Vorschläge wie neulich zu machen gesonnen sind.“

Herr von Gräfenitz biß sich vor Aerger auf die Lippen und wurde noch finsterer.

„Es handelt sich nicht um Vorschläge oder meine persönliche Meinung überhaupt,“ entgegnete er, „sondern um gemessene Befehle Seiner Hoheit, mit denen er gerade mich beauftragt hat, um in weiteren Kreisen jedes ärgerliche Aufsehen zu vermeiden.“

„Ich wüßte nicht, wie ich dazu einen Anlaß geben könnte,“ sagte Clementine stolz. „Haben Sie die Güte, sich ohne Umschweife Ihrer Aufträge zu entledigen, Herr Major.“

„Ich beehre mich, Ihnen anzuzeigeu, daß Seine Hoheit der Herzog mich zum Obersten und Dero Flügeladjutanten zu ernennen geruht haben.“

„Unzweifelhaft wegen der treuen Dienste, die Sie meinem verstorbenen Gemahle, Prinz Felix, geleistet haben, Herr Oberst. Ich gratulire Ihnen.“

„Der Herzog,“ fuhr er fort, doch sichtlich frappirt durch den Trotz und die Würde der jungen Frau, — „ist aus gewichtigen Gründen nicht gesonnen, den Titel, den Sie sich soeben beilegten, anzuerkennen; er wünscht, daß Sie sofort das Land verlassen, nachdem Sie ihm — oder vielmehr in seiner Vertretung mir — gewisse Papiere ausgehändigt haben werden, und sollen dann Ihren weiteren freien Entschließungen keine Hindernisse in den Weg gelegt, Ihnen auch eine zureichende Pension für nicht zu hoch gestellte Bedürfnisse aus der herzoglichen Privatchatoulle bewilligt werden. Wünschen Sie, meine Vollmacht zu allen hierauf bezüglichen Unterhandlungen in Augenschein zu nehmen?“

Herr von Gräfenitz sagte dies so kalt und trocken, daß seine Absicht, einen tödtlichen Schlag auf Clementinen's Herz zu führen, nicht bezweifelt werden konnte. In der That zuckte sie auch, auf das Aeußerste betroffen, zusammen,

aber ihr Entschluß stand zu fest, sich vor diesem Manne nicht zu beugen, und sie erinnerte sich noch recht gut der letzten Worte des alten Schloßverwalters: „Sie können Ihnen Nichts anhaben!“ — die ganz ihre eigene Ueberzeugung ausdrückten. Kein Zweifel, daß man sie schrecken wollte, um ihr eine freiwillige Entsagung abzunöthigen, durchführen ließ sich dieser Versuch aber jedenfalls nicht, wenn sie selbst nur nicht den kleinsten Titel von ihren Rechten opferte.

Der Oberst hatte sich abermals in seinen Erwartungen getäuscht; sich sogleich wieder von ihrer Ueberraschung erholend, antworte sie ihm kurz:

„Ich bitte um Ihre Vollmacht.“

Er zog ein Papier hervor und überreichte es ihr. Dasselbe trug das Siegel und die Namensunterschrift des neuen Herzogs und enthielt in sehr allgemeinen Ausdrücken die Weisung für den Obersten von Gräfenitz, mit der geschiedenen Frau von Burgstein zu unterhandeln und zu verfahren, wie der Herzog ihm mündlich aufgetragen, dann für alle Behörden des Militairs und Civils, den Obersten in der Durchführung dieser Angelegenheit unweigerlich, ganz nach dessen Angaben und Vorlagen, zu unterstützen.

Das war eine sehr unbeschränkte Vollmacht, die sie gänzlich in die Hand ihres schlimmsten Feindes lieferte, wie Clementine wohl mit heimlichem Schrecken, aber auch mit Entrüstung über ein so unfürstliches Benehmen fühlte;

oder war dem Herzoge die ganze Sachlage falsch vorgestellt worden? —

„Ich erwarte Ihre Auseinandersetzungen," sagte sie dennoch, indem sie das Schriftstück zurückgab, mit möglichster Ruhe.

„So ersuche ich Sie zuerst zur Aushändigung der Dokumente über Ihre vermeintliche Trauung mit Seiner Hoheit dem verstorbenen Prinzen und dessen letztwillige Vermögensverfügungen."

„Meiner vermeintlichen Trauung?" fuhr Clementine auf. „Was wagen Sie damit zu sagen? — Sind Sie selbst nicht Zeuge der priesterlichen Einsegnung gewesen? — Können Sie dieses heilige Band anzweifeln?"

„Ich muß es leider thun, denn es hat sich neuerdings ganz sicher herausgestellt, daß jener Geistliche nicht zur Vornahme dieser heiligen Handlung befugt war, weil er wegen unwürdiger und gesetzwidriger Handlungen schon vor zwei Jahren aus seinem Amte gestoßen worden ist. Es ist möglich, daß Prinz Felix keine Kenntniß davon hatte, indessen —"

Das war zu viel für Clementine! — Todtenbleich und allen Gliedern zitternd sprang sie auf.

„Sie lügen!" rief sie mit funkelnden Augen. „Wollen Sie Ihren Herrn auch noch im Grabe beleidigen?" — Einer solchen schändlichen That ist er nie fähig gewesen!"

„Ihre Angriffe können mich jetzt nicht treffen," entgegnete Gräfenitz hämisch, — „denn ich spreche hier in

eines Anderen Namen, und Sie thäten klüger, Ihre Kräfte nicht gegen die meinigen zu erproben. Uebrigens bin ich weit entfernt, Prinz Felix einer absichtlichen Täuschung zu beschuldigen; Sie werden sich erinnern, daß ich selbst ihm diesen Geistlichen, ganz unbekannt mit dessen Vergangenheit, zuführte —"

„Dann hätten Sie," unterbrach ihn Clementine heftig, „den Plan zu einem solchen Bubenstücke ausgeheckt! Das wäre glaubwürdiger! — Aber ich sage Ihnen, daß ich mich nicht durch solche Mährchen einschüchtern lassen werde, — ich weiß recht gut, wohin Sie zielen!"

„Es ist nicht meine Sache, über die Giltigkeit dieser Ehe, welche übrigens nicht einmal die gesetzlich nothwendige Zustimmung des Familienoberhauptes und Landesherrn gehabt hat, zu urtheilen; das ist Aufgabe der Gerichte, denen der Herzog unfehlbar diese Angelegenheit übergeben wird, wenn Sie sich weigern, freiwillig den Platz zu räumen, auf dem er Sie einmal nicht anerkennen will. Ganz ebenso verhält es sich mit dem Testamente. Aber bleiben Sie nur bei Ihrem Starrsinn; da Sie mich einmal für Ihren entschiedenen Freund halten, so mögen Sie diesen Rath aufnehmen, wie Sie wollen."

„Ihr Herzog handelt unedel gegen eine schutzlose Frau!" rief Clementine, jetzt nicht mehr Herrin ihrer Fassung, in Thränen ausbrechend. „Aber noch werden sich Stimmen ehrenwerther Männer, denen der Prinz seinen letzten Willen

ausgesprochen hat, für mich erheben und das ganze Volk mein gutes Recht anerkennen."

„Ach, jetzt gedenken Sie selbst die Revolution zu predigen?" meinte der Oberst lächelnd. „Geben Sie sich keinen Illusionen hin; Herzog Adolf ist ein Regent, der ihm mißfällige Stimmen zum Schweigen zu bringen weiß, und das Volk, meine Gnädigste, — verzeihen Sie mir diese Offenheit! — erhebt sich nicht für Sie, sobald es genauere Kenntniß von Ihrer Vergangenheit erhalten haben wird."

Clementine verhüllte ihr Antlitz und schluchzte laut in Schmerz und ohnmächtigem Zorne. Herr von Gräfenitz fuhr kalt fort:

„Alle weiteren Erörterungen sind überflüssig; stützen Sie sich auf Ihr vermeintliches Recht, Madame, der Herzog wird seine Macht zu gebrauchen wissen. Ich bin beauftragt, Sie ohne Verzug, noch im Laufe der Nacht, aus der Rosenburg zu geleiten — über das „Wohin" haben Sie die Wahl. Nehmen Sie die Bedingungen meines gnädigsten Herren an, so geleite ich Sie bis über die Grenze des Landes, nach welcher Richtung Sie es wünschen sollten; stellen Sie mir darüber nicht eine bindende schriftliche Verpflichtung aus und übergeben mir nicht die Papiere, deren ich mich übrigens nöthigenfalls auf andere Weise zu bemächtigen wissen werde, so habe ich den gemessenen Befehl, Sie sofort auf die Festung *** zu führen. Wie lange

Zeit zum Nachdenken wünschen Sie, um Ihre Wahl treffen zu können?“

Clementine erhob sich; vor innerer Erregung zitternd, aber doch wieder so entschlossen, wie sie den Obersten zuerst empfangen hatte, antwortete sie:

„Meine Wahl ist für jetzt und alle Zeiten getroffen; ich wähle die Festung, wenn Ihr fürstlicher Herr sich wirklich so weit erniedrigen kann, diese Drohung auszuführen. Seiner tyrannischen Gewalt stelle ich die Berufung auf Gott und mein Recht entgegen; andere Waffen habe ich nicht.“

„Hüten Sie sich, den Herzog zu beleidigen; man könnte Ihnen deshalb einen neuen Prozeß machen. Ihr Entschluß steht also unwiderruflich fest?“

„Unwiderruflich!“

Jetzt erhob sich auch Herr von Gräfenitz und sagte mit einer gewissen Feierlichkeit:

„Dann verhafte ich Sie im Namen des Herzogs und ersuche Sie, eiligst Ihre Reisevorbereitungen zu treffen; Sie haben eine halbe Stunde Zeit dazu.“

„Darf meine Dienerin mich begleiten?“

„Davon besagt meine Instruktion Nichts.“

„Wer wir aber für sie sorgen?“

„Machen Sie sich deshalb keine Unruhe; man wird sie in ihre Heimath zurückschicken.“

„Und Sie fürchten nicht, daß das Mädchen diese unerhörte Gewaltthat in alle Welt verbreiten könnte?“

„Durchaus nicht, die Handlungen meines gnädigsten Herrn brauchen nicht das Licht zu scheuen; er wird sie verantworten.“

„Das dürfte ihm nur durch Lüge und Betrug möglich werden,“ entgegnete Clementine gereizt.

Herr von Gräfenitz zuckte nur die Achseln und zog seine Uhr aus der Tasche.

„Versäumen Sie keine Zeit,“ meinte er.

„Und wenn ich den Versuch machte, Ihnen zu entfliehen?“

„Wohin denn? — Wir stellen es Ihnen ja übrigens frei, über die Grenze zu gehn.“

Clementine sah ein, daß man entschlossen war, ihr in jeder Weise Gewalt anzuthun. Wenn sie wirklich das Land verließe, mit oder ohne die bewußten Papiere, von denen ja auch noch der Advokat eine Abschrift besaß, — hatte Herr von Gräfenitz dies vergessen oder gar nicht erfahren? — so glaubte sie damit eine Schwäche an den Tag zu legen, welche ihr in der allgemeinen Meinung nicht günstig sein und wohl geradezu als eine Verzichtsleistung ausgelegt werden konnte; wohin sollte sie sich, ziemlich von allen Mitteln entblößt, begeben, und wer würde sich ihrer Klagen gegen Herzog Adolf annehmen?

Das Wort „Festung“ hatte allerdings ein Grauen in ihr erregt, aber sie hoffte noch immer, Gräfenitz habe den Herzog getäuscht oder gehe in dessen Absichten zu weit. Die Zeit war ja vorüber, wo man mißliebige Personen für

immer in dem Dunkel eines Kerkers verschwinden lassen konnte; in jedem Falle mußte man ihr einen förmlichen Prozeß machen, wenn man sie längere Zeit hindurch gefangen halten wollte, und dann gab es wohl noch gerechte Richter und Zeugen, die nur zu ihren Gunsten aussagen konnten; es erschien fast unmöglich, daß der Herzog es so weit kommen lassen werde. Die Mittheilung von der Ungiltigkeit ihrer Trauung beunruhigte sie sehr, aber auch daran vermochte sie noch nicht zu glauben; wenn man sie wirklich so schändlich betrogen hatte, so war man verpflichtet, ihre Ehre wiederherzustellen.

Sich stolz aufrichtend, verließ sie das Zimmer und befahl Rosa, die sie in großer Angst erwartete, ihre nöthigste Garderobe einzupacken. Dabei erzählte sie dem Mädchen, dessen Jammer sie durch die Versicherung zum Schweigen brachte, man wolle sie nur zu schrecken suchen, das Geschehene, und trug ihr auf, es möglichst unter die Leute zu verbreiten, falls sie nicht in einigen Tagen ihre Freiheit wiedererhalten hätte.

Eine Weile schwankte sie, was sie mit den ihr jetzt so wichtigen Papieren beginnen solle; sie hätte dieselben Rosa oder dem alten Schloßverwalter übergeben können, aber denen würde man sie wahrscheinlich auch mit Gewalt abgenommen haben. Sie steckte sie also, so gut als möglich verborgen, zu sich; nahm man sie ihr, so war dies ein offenbarer Raub.

Nach Verlauf einer halben Stunde war sie, gut oder

übel, zur Abreise fertig und nahm nun kurz von Rosa Abschied, die in Thränen zerfließen wolle. Dann begab sie sich wieder in das Zimmer, wo sie der Oberst noch erwartete. Beide wechselten kein Wort mehr. Mit einer kurzen, kalten Verbeugung öffnete er ihr die Thür und folgte ihr, als sie hinausschritt, auf dem Fuße. Der Corridor und die Treppe waren, wie sie jetzt erst mit neuem Schrecken bemerkte, durch Dragoner, welche die blanke Waffe in der Hand führten, besetzt; jedenfalls hatten sie Niemand zugelassen, und von der Dienerschaft der Rosenburg ließ sich kein Mensch erblicken, um von ihr Abschied zu nehmen. In der That waren die aufgeregten Leute mit Gewalt davon abgehalten worden.

Die Soldaten schlossen sich dem Obersten an. Dicht vor dem Portale stand die Reisekutsche, wieder von Reitern umgeben. Sie kam Clementinen wie ein Leichenwagen vor, und als sie den Fuß auf den Tritt setzte, — ein Soldat hielt den Schlag geöffnet — überkam sie ein Gefühl unbeschreiblicher Angst, in dem sie sich versucht fühlte, umzukehren und dem Obersten zu erklären, daß sie sich in alle Bedingungen des Herzogs fügen wolle.

Aber gerade vor ihm sollte sie sich so tief demüthigen? — Nein, lieber sterben!

Sie stieg in den Wagen. Der Oberst folgte ihr nicht, wie sie schon gefürchtet hatte, sondern bestieg ein für ihn bereit gehaltenes Pferd. Der Zug setzte sich in Bewegung, verließ das Schloß und ging nun im raschen Trabe einer

Richtung zu, die Clementine bei der Dunkelheit und ihrer Unbekanntschaft mit der Gegend nicht zu beurtheilen wußte.

Sie lehnte sich in die Wagenkissen zurück, erschöpft und klopfenden Herzens, aber ihre Thränen waren nun versiegt. Welche Erinnerungen und Vorstellungen gingen jetzt an ihrem Geiste vorüber und gewannen durch die sie umgebende Dunkelheit noch an erschreckender Deutlichkeit! — Sie selbst vermochte die schwersten Vorwürfe nicht von sich abzuweisen, sie fühlte auch, daß sie eine ernste Strafe verdient, daß der Himmel ihre Buße, die sie sich in der letzten Zeit auferlegt, noch nicht für hinreichend angenommen habe, aber gerade diese Menschen, die sich jetzt ein so hartes Urtheil über sie anmaßten und sie so rücksichtslos und grausam behandelten, waren gewiß am wenigsten dazu berechtigt; sie gelobte sich, gegen Gott demüthig zu sein und Das, was er ihr schickte, geduldig zu tragen, aber Jenen gegenüber Stolz und Trotz, wenn sich das Festhalten an ihrem Rechte so nennen ließ, zu bewahren.

Mit Wehmuth dachte sie an Prinz Felix zurück, der Das, was ihr jetzt widerfuhr, noch schwerer wie sie gefühlt haben würde; es fiel ihr auch nicht einen Augenblick lang ein, zu glauben, daß er sie habe betrügen wollen; auch jetzt, wo Nichts in Erfüllung gegangen war, was er ihr versprochen hatte, als er sie von dem Wege der Pflicht, den sie selbst ja nur zu leicht verlassen, abwendig machte, fühlte sie sich noch in seiner Schuld, hatte sie die heiße Liebe, die er

ihr darbrachte, doch bei Weitem nicht in demselben Maße erwidert, ihn sogar darin getäuscht.

Auch an den Rittmeister dachte sie zurück, mit Scham und Reue. Wenn er wirklich an einer Anderen Seite sein Glück gefunden haben sollte, — aber vielleicht hatte sie Gräfenitz auch darin belogen, — so mißgönnte sie es ihm nicht mehr, wie schmerzlich sie auch ihr Herz bei dieser Vorstellung zucken fühlte. Sie war ja seiner nicht werth gewesen! Wäre er jetzt vor sie hingetreten, um ihr Vorwürfe zu machen, so würde sie sein Recht dazu vollkommen anerkannt haben und nicht zu stolz gewesen sein, von ihm knieend Verzeihung zu erflehen, die zu erhalten, sie freilich nicht erwarten durfte.

Sie fühlte sich innerlich recht unglücklich, viel mehr noch im Hinblicke auf ihr vergangenes Leben als die so drohend erscheinende Zukunft.

Die Fahrt ging schnell vorwärts, und als das erste Morgengrauen Clementinen gestattete, durch die Glasfenster der Kutsche zu blicken, sah sie außer den Reitern, welche die letztere umgaben, eine ziemlich wilde und öde Gegend, die in der matten, grauen Beleuchtung ein recht unheimliches Aussehen hatte. Man mußte sich im Gebirge, wenigstens in dessen Ausläufern befinden, und Clementine erinnerte sich nun auch, von dem Prinzen zufällig einmal gehört zu haben, daß dort, mehrere Meilen von der Hauptstadt entfernt und nahe der Landesgrenze, die kleine, aber starke Festung oder vielmehr das befestigte Schloß auf dem

Gipfel eines wüsten Bergkegels liege, das hauptsächlich für die Bewahrung gefährlicher Staatsgefangener benutzt wurde. Sie schauderte wieder, hüllte sich fester in ihren Mantel und versuchte, die Augen geschlossen zu halten, was ihr bei ihrer Unruhe aber nicht gelingen wollte.

Der Wagen fuhr jetzt langsam; es ging steil bergauf. Clementine wagte nicht, das Fenster hinabzulassen und sich aus dem Schlage zu lehnen, um das wahrscheinlich schon nahe Ziel in Augenschein zu nehmen. Jetzt mußte man oben sein; der Wagen hielt; sie vernahm lauten Stimmenwechsel, ohne doch die Worte verstehn zu können, dann ein dumpfes Geräusch, durch welches es wie das Rasseln eiserner Ketten klang.

Als sich der Wagen wieder in Bewegung setzte und die Räder nun über eine hölzerne Unterlage rollten, begriff sie und sah auch zugleich, daß man über eine Zugbrücke fuhr. Dann ging es in ein düsteres, langes Thorgewölbe hinein, eine Strecke zwischen Erdwällen und mit Schießscharten versehenen hohen Mauern fort, durch ein zweites Thor, und endlich wurde angehalten.

Jemand öffnete nach einer kleinen Weile den Schlag der Kutsche, Oberst von Gräfenitz stand wieder davor, neben ihm ein anderer, älterer, der Uniform nach höherer Offizier, auf dessen finsterem Gesichte sich die Neugierde, als er in den Wagen hineinblickte, nicht ganz verstecken ließ.

„Wir sind am Ziele, Madame!“ sagte Gräfenitz nur und bot ihr die Hand zum Aussteigen. Auch der andere

Offizier streckte, wohl unwillkürlich, die seinige aus, um ihr behülflich zu sein, und ohne Bedenken griff sie danach.

Gräfenitz trat mit einem halben Lächeln, das doch seine Empfindlichkeit durchblicken ließ, zurück und sagte dann, auf den Anderen deutend:

„Der Kommandant der Festung ***, Herr General von B—, den ich mir Ihnen vorzustellen erlaube.“

Der alte Krieger, seiner gebeugten Haltung und dem spärlichen weißen Haare nach zu schließen, Invalide, verbeugte sich mit militairischem Gruße, und so wenig schön sein verwittertes Gesicht mit dem großen Barte auch war, man darin sogar eine abstoßende Härte finden konnte, fühlte Clementine sich doch wohlthuend berührt durch die kleine Aufmerksamkeit, die er ihr erzeigt hatte, und noch mehr durch einen Blick des Mitleids, den sie zu gewahren glaubte.

Der alte Herr führte sie, ohne ein Wort zu sprechen, an der Hand durch die kleine, niedrige Pforte, vor welcher der Wagen hielt, und indem sie sich umsah, bemerkte sie nur ganz flüchtig, daß sie sich auf einem engen Hofe befunden hatte, den von allen Seiten hohe, finstere Steinwände, in denen große und kleine Fenster sehr unregelmäßig angebracht waren, umgaben. Oberst von Gräfenitz folgte ihnen.

Sie stiegen eine enge, vielfach gewundene und hohe Treppe hinan, kamen an einer mit Militair besetzten Wachtstube und einzelnen Schildwachen vorüber und be-

traten dann ein Zimmer, das, wenn auch nicht wie ein Kerker, in dem die Gefangenen verschmachten müssen, aber doch immer noch wie ein recht unheimliches Gefängniß aussah. Es hing mit noch einem ganz ähnlichen kleineren Gemache zusammen, in welchem letzteren sich ein einfaches Bett befand. Die Fenster, deren jedes Zimmer nur eines hatte, lagen so tief in den starken Mauern, daß sie, nur wenn man sich weit hineinlehnte, eine einigermaßen freie Aussicht eröffneten, und waren bis zur halben Höhe vergittert. Das Meublement von gewöhnlichem Holze und ziemlich roher Arbeit war nur sehr dürftig zu nennen, indessen genügte es doch für die nothwendigsten Anforderungen.

Clementine hatte sich den Aufenthalt auf einer Festung noch schlimmer gedacht, dennoch konnte sie sich einer sehr peinlichen Empfindung nicht erwehren, als ihr der alte Kommandant sagte, dies werde ihre Wohnung sein; mit unverkennbarer Gutmüthigkeit, zu der Oberst von Gräfenitz die Stirn runzelte, setzte er sogleich hinzu, wenn „die Dame" — so nannte er sie auch später stets — noch besondere Wünsche in Betreff der Einrichtung haben sollte, so möge sie sich nur schriftlich an ihn wenden, übrigens hoffe er, die Ehre zu haben, sich öfter persönlich danach erkundigen zu können; für eine Dienerin werde er sofort sorgen, und durch diese könne sie ja dann ihre weiteren Anordnungen treffen lassen.

Clementine dankte dem General in einfachen Worten, die weder stolzen Trotz noch Fassungslosigkeit verriethen. Oberst

von Gräfenitz, der sich in Gegenwart des alten Ehrenmannes doch nicht zu weit gehen lassen durfte, meinte nur, er müsse sogleich wieder nach der Hauptstadt zurückkehren, um dem Herzoge von der Vollziehung seines Auftrages Bericht zu erstatten, und in etwa acht Tagen werde man wieder anfragen, ob Madame geneigter wären, auf des gnädigsten Herren Intentionen einzugehn, auch stehe es ihr frei, dies schriftlich zu erklären, falls sie vor dieser Zeit ihren Sinn geändert haben sollte.

Damit empfahl sich der Oberst und ging in Begleitung des Generals; sie schlossen die Thür hinter sich ab.

Clementine warf sich, jetzt ihrem Schmerze freien Ausbruch verstattend, auf einen der einfachen Stühle. Was sollte aus Alledem werden? — Hier, meinte sie, könne sie unmöglich lange bleiben, nicht, daß sie die gewohnten Bequemlichkeiten allzusehr vermißt hätte, — augenblicklich war der Sinn dafür in ihr erstorben, — aber es kam ihr vor, als müsse sie zwischen diesen engen, dicken Mauern ersticken.

Sie sprang wieder auf und eilte an das Fenster. Ihre gepreßte Brust bedurfte der frischen Luft, und sie lehnte sich so weit hinaus, als sie vermochte, bis ihre heiße Stirn die kalten Eisenstangen berührte und sie erschrocken zurückfuhr. Die Landschaft, die sie aus dem engen Rahmen übersehen konnte, war nicht übel. Die Festung mußte sehr hoch liegen und in ihr wieder diese Zimmer. Was am Fuße der Mauer lag, konnte sie nicht erblicken, ihr Auge reichte noch sehr weit darüber hinaus auf Wald und Felder, welche

sich um diese Jahreszeit noch nicht mit frischem Grün geschmückt hatten, auf einzelne nähergelegene Gebäude und weitentfernte Dörfer; die soeben aufgehende Sonne gab dem Allen eine Färbung, welche für einen Gefangenen einen sehnsuchtsvollen Reiz haben mußte.

Nach nicht langer Zeit kam die für sie bestimmte Dienerin, die durch einen alten, graubärtigen Stelzfuß eingelassen wurde. Es war die noch junge Frau eines Unteroffiziers der Garnison, die ein recht ansprechendes Aeußere hatte und der Gefangenen auch ein bescheidenes und achtungsvolles Benehmen bezeigte. Die Koffer Clementinen's wurden von Soldaten heraufgeschafft, und mit Hülfe jener Frau begann sie nun ihre Einrichtung zu treffen, was ihren Kummer einigermaßen zerstreuen half.

Wir sind genöthigt, uns nun kürzer zu fassen in der Schilderung des Lebens, das Clementine auf der Festung führte.

Einen besonderen Mangel ließ man sie nicht leiden, wiewohl von den alten üppigen Gewohnheiten dabei natürlich keine Rede sein konnte. Vorläufig bekam sie Niemand zu sehn als ihre Dienerin, die sich ihr bald voll des innigsten Mitgefühls angeschlossen zu haben schien, mit der sie über ihre Verhältnisse sich ganz offen auszusprechen aber doch nicht für geeignet hielt, den Invaliden, der die Thür öffnete und wieder schloß, jedesmal, wenn er sie erblickte, ernst militairisch grüßend, und in Zwischenräumen von zwei bis drei Tagen den alten Kommandanten.

General von B—, der immer liebenswürdigere Seiten herauskehrte, hauptsächlich wohl aus anerzogener Courtoisie gegen eine Dame, jedenfalls aber auch aus angeborener Gutmüthigkeit, schien anfänglich nicht recht zu wissen, was er aus ihr machen sollte, da die Instruktionen, welche er erhalten hatte, gar nicht zu ihrem würdevollen und doch bescheidenen Wesen paßten.

Wir müssen wiederholen, daß mit Clementinen, besonders seit den letzten Unglückstagen, wirklich eine große Veränderung vorgegangen war; alle ihre guten Eigenschaften leuchteten nun um so glänzender hervor, von ihren früheren Fehlern war Nichts mehr zu bemerken.

Der General besuchte sie unter dem Vorgeben, sich nach ihrem Befinden und ihren Wünschen zu erkundigen, mußte aber doch wohl bald so großes Interesse an ihr gefunden haben, daß er diese Besuche verlängerte und sich auf eine weitere Unterhaltung einließ. Ganz natürlich war es, daß sie sich nun zu ihm aussprach, denn auch er hatte ihr Vertrauen gewonnen, und nun konnte sie recht gut bemerken, wie er stutzte und sie mit ganz anderen Augen zu betrachten begann.

Schon seit vielen Jahren bekleidete er diesen Kommandantenposten, auf dem er auch seine Tage zu beschließen hoffte. Unverheirathet und ohne nähere Verwandtschaft, befand er sich auf der entlegenen Festung ganz wohl und kümmerte sich sehr wenig um Alles, was außerhalb derselben vorging, daher hatte er bis zu ihrer Ankunft auch noch

keine Ahnung von ihrer Existenz und ihrem Verhältnisse zu Prinz Felix gehabt.

Er hatte das letztere ganz so aufgefaßt, wie es ihm der Oberst von Gräfenitz vorstellte, durch dessen Mund zu ihm der regierende Herr sprach, und danach wäre Clementine, eine leichtsinnige und kokette Frau, die ihrem Manne durchgegangen, nicht mehr als die Maitresse des Prinzen gewesen, die sich nur ungebührliche Ansprüche erlaubte. Aus Clementinen's Worten sprach aber eine so ernste Wahrheit, daß er sich derselben nicht verschließen konnte; wenn er auch nach ihren aufrichtigen Bekenntnissen ihre Schuld nicht zu rechtfertigen vermochte, so verrieth er doch deutlich genug sein Erstaunen und seinen Widerwillen gegen die ihr widerfahrende ungerechte Behandlung; aber was konnte er dagegen thun? — er war viel zu eingefleischter Soldat, an unbedingten Gehorsam gewöhnt, als daß er sich berufen gefühlt hätte, sie thätig zu vertheidigen; nur sein Mitleid und seine Achtung, die sich in jeder möglichen Erleichterung ihrer Lage zeigten, konnten ihr Trost geben.

Nach Verlauf von acht Tagen stellte sich wirklich Oberst von Gräfenitz wieder ein. Clementine ließ sich mit Krankheit entschuldigen und erklärte ihm schriftlich, sie sei noch so fest wie jemals entschlossen, es auf das Aeußerste ankommen zu lassen. Mit diesem Bescheide reiste der Oberst wieder ab, nachdem er gegen den General geäußert hatte, der Herzog werde nun zur Eröffnung eines förmlichen Prozesses schreiten. Der General war vorsichtig genug, seine

eigenen Ansichten nicht zu verrathen, dies würde ihn wahrscheinlich seinen Posten gekostet haben.

Herzog Adolf, der keineswegs die Entschuldigung für sich hatte, daß er die Sachlage nicht genau kannte, befand sich nun in keiner geringen Verlegenheit; nach den Rathschlägen Gräfenitzens hatte er bestimmt darauf gerechnet, Clementine werde sich einschüchtern lassen, die Ungiltigkeit ihrer Trauung, die wirklich ein Bubenstück des Majors gewesen, anerkennen und auf höhere Ansprüche Verzicht leisten, wogegen er gern die ihr ursprünglich bestimmte Pension erhöht hätte; bei ihrer Festigkeit ließ sich aber gar nicht mehr daran denken, daß man auf diese Weise zum Ziele gelangen werde.

Nun wurden die Stimmen im Volke, welche fragten, was aus der Gemahlin Prinz Felix' geworden sei, aber immer bedenklicher laut, und bei der Unbeliebtheit des neuen Regenten suchten auch Viele, die gar kein Interesse an dieser Frau nahmen, hierin einen Grund, den Letzteren zu verdächtigen und sich über ihn zu beschweren. Die Dienerschaft auf der Rosenburg hatte doch so viel auszusagen gewußt, obgleich ihr Schweigen anbefohlen worden, daß Clementine gewaltsam abgeholt worden sei, durch die Soldaten vielleicht war es bekannt geworden, daß man sie auf die Festung geführt habe.

Das gewöhnliche Volk sah in ihr eine Märtyrerin, welch' ungünstige Berichte über ihren Charakter man auch zu verbreiten bemüht war, die Presse brachte bedenkliche

Andeutungen über eine unerhörte Gewaltthat, und die Sache ließ sich nun einmal nicht ganz todtschweigen.

Mit dem Geistlichen, welcher die Trauung vollzogen, verhielt es sich ganz so, wie Herr von Gräfenitz ausgesprochen hatte; man wird nicht daran zweifeln, daß er dies von Anfang an sehr gut gewußt und den Prinzen betrogen hatte; die Trauung war also faktisch ungiltig, wie auch das Testament, in dem der bestochene Advokat möglichst viele Formfehler gemacht hatte.

Dagegen standen nun die letzten Erklärungen des verstorbenen Prinzen vor der aus den achtbarsten Leuten bestehenden Deputation, aus denen mindestens hervorging, daß Clementine keine Betrügerin, sondern eine schmählich und unverantwortlich Betrogene war, der Herzog Adolf als Landesherr eine glänzende Rechtfertigung schuldete. Er war indessen unedel genug, dazu nicht die mindeste Lust zu bezeigen, zumal er damit seinen Günstling, den Obersten von Gräfenitz, nicht allein der allgemeinen Verachtung, sondern auch der wohlverdienten Strafe preisgegeben haben würde.

Man will nicht mehr recht an das alte Sprüchwort glauben: „Macht geht vor Recht!" und in dem Sinne, wie es im Mittelalter und noch vor hundert Jahren gehandhabt wurde, läßt es sich auch wirklich nur noch selten anerkennen; den Mächtigen der Erde stehn aber noch viele Mittel zu Gebote, Gewaltthaten mit dem Scheine des Rechtes zu verdecken, und das wird und muß auch noch so lange

der Fall sein, als das Gewissen ihrer Unterthanen sich durch Furcht, Schmeichelei oder Belohnungen beschwichtigen läßt.

Von den sechs ehrenfesten Männern, welche damals die Deputation an Fürst Felix gebildet und ihr Wort verpfändet hatten, für die Vollziehung seines letzten Willens zu wirken, gab es — man staune ja nicht zu sehr, sondern blicke in unser alltägliches Leben! — auch nicht einen Einzigen, der nicht irgend einen Preis für sein Schweigen und seine Unthätigkeit gehabt hätte, und diese Preise wußten Herzog Adolf und Oberst von Gräfenitz zu bezahlen; Jene beruhigten sich damit, daß Clementine eine Frau sei, die wegen der Untreue gegen ihren ersten Gatten kein besseres Loos verdient habe, und daß der Widerstand gegen den Wunsch und Willen des Fürsten sie selbst doch nur unverhältnißmäßige, zwecklose Opfer kosten könnte.

Unter solchen Umständen durfte der Herzog schon wagen, es auf eine gerichtliche Untersuchung ankommen zu lassen, zumal die Vorsicht nicht versäumt wurde, nur solche Richter dazu zu ziehn, auf die er sich ganz verlassen konnte. Clementine befand sich seit etwa drei Wochen auf der Festung, als daselbst eine richterliche Commission eintraf, die ihr eröffnete, der Herzog wolle nun ihre Ansprüche untersuchen und darüber in aller Form Rechtens entscheiden lassen. Der alte Kommandant war Zeuge dieser Verhandlungen.

Clementine traute anfänglich kaum ihren Ohren. Das war ja Alles, was sie gewünscht hatte, und sie mußte aus

diesem Prozesse gerechtfertigt und siegreich hervorgehn. Daß der verhaßte Oberst von Gräfenitz nicht anwesend war, erfüllte sie noch mit besonderer Zuversicht; hatte sie, auf seine Veranlassung, Herzog Adolf doch Unrecht gethan? —

Unumwunden und klar gab sie ihre ganze Geschichte zu Protokoll und legte die Dokumente vor, welche sie bisher auf das Sorgfältigste verborgen gehalten hatte. Das Gericht nahm die letzteren sofort an sich, um sie ihr, was sie freilich nicht ahnte, nie wiederzugeben.

Jetzt erklärte ihr der Vorsitzende auch ganz ruhig und kalt, mit der Ungiltigkeit der Trauung habe es seine Richtigkeit, Prinz Felix und sie seien eben betrogen worden. Die unglückliche Frau brach bei dieser Gewißheit beinahe zusammen in Schmerz, Scham und Verzweiflung; als sie sich wieder einigermaßen erholt hatte, klagte sie den Oberst von Gräfenitz dieses frevelhaften Betruges an, aber man antwortete ihr, derselbe könne ja ebenso gut wie sie und der Prinz durch jenen unwürdigen Geistlichen, der sich der Strafe durch die Flucht nach Amerika entzogen haben sollte, getäuscht worden sein, und übrigens gehöre die mögliche Schuld des Obersten gar nicht unmittelbar in diesen Prozeß. Ganz ebenso stand es mit dem Testamente und dem Advokaten; auch der Letztere sollte verschwunden sein.

Clementine berief sich nun auf die Trauzeugen, auf die gesammte Bewohnerschaft der Rosenburg und jene Deputation. Alle diese Leute waren bereits vernommen worden und man las ihr deren Aussagen vor. Dieselben bestätigten

in der Hauptsache Das, was sie angab, waren aber doch überall so gestellt, daß bedenklichen Zweifeln Raum blieb. Die Deputirten erklärten ausdrücklich, Prinz Felix habe ihnen Clementinen als seine rechtmäßige Gattin vorgestellt, sich dabei aber in einem Zustande befunden, der nicht mehr volle geistige Freiheit und Zurechnungsfähigkeit annehmen gelassen; der alte Schloßverwalter hatte das Protokoll, wahrscheinlich weil es nicht in seinem Sinne abgefaßt worden, gar nicht unterzeichnet, ihr Mädchen Rosa, das man alsbald nach ihrer Abholung von der Rosenburg zwangsweise in die Heimath geschickt, war gar nicht gehört worden; Oberst von Gräfenitz sprach geradezu aus, der Prinz möge mit der Trauung wohl nur eine Comödie gespielt haben, wobei er sich selbst von aller Theilnahme zu reinigen suchte, denn er habe ihm schon in jenem Badeorte anvertraut, er gedenke es nicht so wie sein Vater zu machen, sonst würde er, der damalige Major, auch gar nicht die Hand zu der Entführung der Frau von Burgstein geboten haben.

Alle diese Eröffnungen, die ein Gewebe von Lügen und Täuschungen bildeten, ließen Clementine erkennen, daß sie schwerlich auf Anerkennung ihrer Rechte rechnen dürfe, kränkten und ergriffen sie aber auch so tief, daß hysterische Krämpfe bei ihr ausbrachen und die Verhandlungen beendigt werden mußten; ihre Dienerin brachte sie zu Bett, die Richter packten ihre Akten ein, und der alte General schüt-

telte ein über das andere Mal den Kopf und fluchte leise in seinen weißen Bart hinein.

Die geistige Aufregung wirkte auch auf den Körper Clementinen's; sie wurde recht krank und lag lange ohne alles Bewußtsein; glücklicherweise hatte sie eine sorgsame Pflege durch ihre Dienerin, den auf der Festung stationirten Militairarzt und sogar den alten General selbst, der, jetzt ganz von der Gerechtigkeit ihrer Sache und ihrer Person eingenommen, eine wahrhaft väterliche Liebe für sie an den Tag legte und sie mit Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten umgab, welche wahrlich nicht in dem strengen Reglement für die Festungsgefangenen verzeichnet standen. Als sich ihre Gesundheit wieder der Besserung zuneigte, brachte er stundenlang an ihrem Bette zu und versicherte sie mehrere Male, wenn der Herzog sie nicht in jeder Beziehung reichlich entschädigte, so würde er keinen Augenblick zögern, seinen Abschied zu nehmen, wenn er sich dann nur nicht von ihr trennen müßte.

Inzwischen wurde der Prozeß bei dem Gerichte in der Residenz sehr schnell zum Ausgange geführt; Clementinen wurden geradezu alle Rechte an den verstorbenen Prinzen Felix und dessen Nachlassenschaft, die nun dem herzoglichen Hause anheimfiel, abgesprochen und sie auf eine Privat-Entschädigungsklage verwiesen. Das Erstere, aber nicht einmal das Letztere machte man auch öffentlich bekannt, und daraus mußte es ganz so erscheinen, als sei sie wirklich nicht mehr als die Maitresse des Prinzen gewesen.

Die öffentliche Meinung ließ sich nun selbst durch dieses Urtheil der officiellen Gerechtigkeit nicht täuschen, aber wer hätte es umzustoßen vermocht? — auf diesen in aller gesetzlichen Form abgegebenen Spruch konnte sich der Herzog stützen und jede weitere ihm nachtheilige Auslassung bestrafen. Uebrigens traten gerade um diese Zeit für ganz Deutschland so drohende politische Verhältnisse ein, daß man dadurch zu sehr in Anspruch genommen wurde, um sich durch die Angelegenheiten einer unglücklichen, alles höheren Schutzes entbehrenden Frau fesseln zu lassen. Clementine wurde vergessen, wie Prinz Felix; die Liebe und Dankbarkeit eines Volkes pflegen enge Grenzen zu haben. —

Während Clementinen's Krankheit war mit der Publikation des richterlichen Urtheils abermals das Anerbieten des Herzogs an sie gekommen, ihr eine nicht unbedeutende Pension zu bewilligen, die sie im Auslande verzehren sollte, falls sie einen Revers ausstellte, in dem sie freiwillig auf alle weiteren Ansprüche und Klagen verzichtete.

General von B— rieth ihr, diesen Vorschlag anzunehmen, da sie doch einmal nicht mehr erreichen könne.

„Gewalt geht vor Recht," sagte auch er mit düsterer Miene; — „was nützt es Ihnen, Ihr junges Leben zwischen diesen engen Mauern zu vertrauern, die auch mir jetzt wie ein Gefängniß vorkommen?"

Clementine weigerte sich indessen noch hartnäckig, jenen Revers auszustellen; sie verlangte nur noch Anerkennung

ihrer Ehe, war aber bereit, sowohl auf das Vermögen des Prinzen als die ihr angebotene Pension zu verzichten.

Darauf konnte man um so weniger eingehn; die anerkannte Gemahlin des verstorbenen Prinzen als Bettlerin wäre ein Schimpf für das gesammte Fürstenhaus gewesen.

Herr von Gräfenitz schien sich nicht mehr in diese Unterhandlung zu mischen; man sah ihn auf der Festung nicht wieder. Sein Herr gebrauchte ihn auch zu viel wichtigeren Diensten, nämlich zu politischen Sendungen an benachbarte Höfe in Betreff der schon vorerwähnten bedrohlichen Situation, und man erwähnte allerseits sehr seiner ersprießlichen Leistungen dabei. Dadurch stieg er natürlich immer höher in dem Vertrauen des Herzogs, und schon nach einigen Monaten übertrug ihm Dieser bei der Verabschiedung des Generals von Worm, der jetzt wohl für sein zweifelhaftes und muthloses Benehmen zur Zeit des Thronwechsels büßen sollte, die von dem Letzteren bisher verwalteten Geschäfte, die ihn eigentlich an die Spitze der kleinen Armee stellten.

In dieser herrschte jetzt eine rege Thätigkeit, denn sie wurde in Aussicht eines nahebevorstehenden Krieges, nach dem Beispiele der größeren Nachbarländer, mobil gemacht. Das politische Ungewitter zog sich immer düsterer zusammen, und Aller Blicke waren auf den schwarzbewölkten Horizont gerichtet. Da hielt es denn der Herzog für den geeignetsten Zeitpunkt, sich Clementinen's zu entledigen, die er doch nicht noch längere Zeit in der ungerechtfertigten Haft zu behalten wagte; wenn sie, freigelassen, jetzt wirklich ihre klagende

Stimme erheben sollte, so war mit Sicherheit anzunehmen, daß dieselbe in dem vermuthlich bald ausbrechenden Sturme gänzlich verhallen würde.

General von B— erhielt eines Tages ein herzogliches Schreiben, in dem ihm kurz befohlen wurde, seine Gefangene mit oder gegen ihren Willen über die Grenze zu schaffen und ihr dort eine nicht ganz unansehnliche Summe als ein- für allemalige Abfindung auszuzahlen; der Herzog verbot ihr unter strenger Drohung, je wieder in sein Land zurückzukehren, und wollte überhaupt Nichts mehr von ihr hören.

Ein solch' gemessener Befehl mußte befolgt werden. Der General setzte Clementine davon in Kenntniß und wunderte sich, daß sie diese kränkende Bestimmung mit so viel anscheinendem Gleichmuthe aufnahm; in der That war sie schon gegen alle diese Quälereien abgestumpft worden, und hauptsächlich beseelte sie nur noch das eine natürliche Gefühl, die Sehnsucht nach Freiheit. Indessen war ihr gerechter Stolz doch noch nicht gebrochen; obgleich sie dem General, auf dessen besorgte Fragen, nicht anzugeben wußte, in welcher Weise sie sich eine fernere Existenz zu gründen beabsichtige, wies sie doch mit der größten Entschiedenheit das ihr angebotene Geld zurück, indem sie sagte, die Annahme desselben sei gleichbedeutend mit dem Verkaufe ihrer Ehre.

General von B— hatte zu ehrenwerthe Gesinnungen,

um diese Ansicht nicht theilen zu müssen; er zerbrach sich den Kopf darüber, wie er selbst Etwas für die Unglückliche thun könne, und kam endlich auf den Gedanken, ihr eine warme Empfehlung an eine ihm verwandte Familie im Auslande mitzugeben; der brave Mann mußte recht gut wissen, daß ihn die Ungnade des Herzogs treffen würde, wenn derselbe Etwas davon erfahren sollte. Clementine nahm sein Anerbieten an.

Er selbst brachte sie in seinem Wagen bis zur nächsten Eisenbahnstation jenseits der Grenze und nahm dort einen wahrhaft väterlichen, rührenden Abschied von ihr. Auch sie vergoß jetzt, seit langer Zeit wieder zum ersten Male, bittere Thränen; voll innigster Dankbarkeit bedeckte sie die Hand des Greises, den sie im Leben wohl schwerlich wiedersehn sollte, trotz seiner bittenden Ablehnung, mit heißen Küssen.

Wenige Tage später erhielt er einen Brief von ihr, in dem sie ihm noch einmal aus tiefbewegtem Herzen für alle seine Güte dankte und ihn um Verzeihung bat, seinem Rathe nicht gefolgt zu sein. Als einzigen Grund dafür gab sie dieselbe Befürchtung an, die er ihr verschwiegen hatte, ihm nämlich die Ungnade des Herzogs zuzuziehn, und sagte, sie hoffe aus dem Verkaufe einiger ihr gebliebenen Schmucksachen so viel zu erlösen, daß sie nicht bitteren Mangel leiden würde; wenn ihr Schicksal gesichert sei, wolle sie ihm wieder schreiben.

Der alte Soldat wischte sich eine Thräne aus dem weißen Barte. Er sollte keine Nachricht mehr von ihr erhalten; sie schrieb nicht wieder, und schon im nächsten Jahre trug man ihn unter dem Donner von Salutschüssen aus der Festung nach dem kleinen am Fuße des Felsens gelegenen Kirchhofe zu Grabe.

Fünftes Kapitel.

Die Heimkehr.

Rittmeister von Burgstein und seine Gattin befanden sich um die Carnevalszeit noch immer in Paris und setzten ihr Leben und Treiben in der schon früher geschilderten Weise fort; daß sich der Erstere dabei keineswegs wohl fühlte, haben wir bereits gesagt.

Seine Mißstimmung war auch mit jedem Tage gestiegen, und besonders gab dazu das vertrauliche Verhältniß Bassa's zu Herrn von Podlawski Anlaß, das sie allerdings auf so einfache Weise zu erklären wußte. Sein Mißtrauen wurde noch durch eine andere Wahrnehmung angefacht und bestärkt.

Daß Ignaz, der lange Diener, ihn bei aller schuldigen Achtung, die er ihm erwies, nicht gerade liebte, hatte er schon längst bemerkt; dazu lagen aber auch zu natürliche Gründe vor, — die verschiedene Nationalität und Sprache, die Abneigung des Menschen, eine neue, ihm vielleicht nicht ganz anstehende Herrschaft anzuerkennen, die angewöhnte,

wenn auch nicht bösgemeinte Barschheit und militärische Kürze des Rittmeisters, — als daß der Letztere sich darüber besonders gewundert hätte; in den kleinen Dienstleistungen entbehrte er wirklich seinen alten Wolff, der ihm jeden Wunsch schon an den Augen abzulesen vermochte, und war deshalb zuweilen auch wirklich ungerecht gegen die Bemühungen des Polen. Was kümmerte ihn der Mensch überhaupt viel? — es wäre ihm nie eingefallen, sich bei einem Untergebenen in Gunst setzen zu wollen.

Nun fand er aber Gelegenheit, zu beobachten, daß Ignaz sich besonders dienstfertig und freundlich gegen den Herrn von Podlawski zeigte; obgleich auch dies leicht daraus zu erklären war, daß er diesen Herrn schon früher in vertraulichen Verhältnissen zu seinem verstorbenen Gebieter und Gräfin Bassa kennen gelernt hatte, ärgerte sich der Rittmeister doch darüber, weil er den polnischen Edelmann nicht leiden mochte, und wurde nur um so mürrischer gegen Ignaz.

An einem Vormittage, — die Morgenzeit existirte eigentlich nicht mehr für die beiden Gatten, die erst sehr spät aus ihren Gesellschaftscirkeln heimzukehren pflegten und in Folge dessen auch lange schliefen, — fiel es dem Rittmeister besonders auf, daß der lange Bursche in unverkennbarer Unruhe ihn und Bassa umschlich, als ob er eine Gelegenheit suche, heimlich zu der Letzteren zu sprechen; sie selbst bemerkte dies jedenfalls nicht und war ganz unbefangen.

Plötzlich wandte der Rittmeister, seinem Mißtrauen und Verdrusse nachgebend, sich an Ignaz und fragte ihn rauh und kurz, was er von seiner Herrin wolle. Die Betroffenheit und Verlegenheit des Riesen, der stotternd leugnete, ließen sich unmöglich verkennen, der Rittmeister drang noch heftiger in ihn, und Bassa selbst, die anfänglich nur eine erstaunte Miene machte, konnte sich durch diese peinliche Scene wohl ein wenig verletzt fühlen, war es doch leicht so zu deuten, als ob sich das Mißtrauen ihres Gemahls auf ein heimliches Einverständniß zwischen ihr und dem Diener richte. Sie befahl deshalb Ignaz in strengem Tone, die volle Wahrheit zu sagen, denn daß er wirklich Etwas zu verheimlichen beabsichtigte, war auch ihr ersichtlich.

Der Pole gehorchte nicht sofort; vor dem Rittmeister hielt er finster und trotzig die Augen niedergeschlagen, auf Bassa warf er blitzschnell einen innig bittenden Blick, der sie allerdings sehr betroffen machen mußte; da sie zweifellos aber ihr Gewissen ganz rein und auch die Nothwendigkeit, ihren Gatten darüber zu beruhigen, fühlte, wiederholte sie mit erhobener Stimme ihren Befehl und gab dabei ihren ernsten Willen auf so unzweideutige Weise kund, daß Ignaz, sich von allen Seiten gedrängt sehend, nachgeben mußte.

„Herr von Podlawski," sagte er ängstlich, — „hat mir heute Morgen einen Brief für die gnädige Frau gegeben, doch sollte ich ihr denselben nur unter vier Augen überreichen."

Der Rittmeister wurde feuerroth im Gesichte, Bassa sehr bleich; das mochte sie doch wohl nicht erwartet haben.

„Gieb mir den Brief!“ sagte sie kurz zu dem noch zögernden Ignaz.

Er zog ein kleines zierliches Billet aus der Brusttasche seines Rockes und reichte es ihr mit einer Miene, die um Verzeihung für seine eigene Ungeschicklichkeit zu flehen schien; Bassa winkte ihm, das Zimmer zu verlassen.

Mit leicht zitternder Hand erbrach sie das Billet und überlas flüchtig den Inhalt, dann klärte sich ihr Antlitz wieder mehr auf, und sie reichte das Papier dem Rittmeister, der in großer Aufregung an seinem Schnurrbarte kaute.

„Es ist in polnischer Sprache geschrieben,“ sagte sie nur, — „aber Du verstehst ja soviel davon, um es lesen zu können.“

Der Rittmeister wies das Anerbieten mit einer beinahe unwilligen Bewegung zurück; seine tiefgerunzelte Stirn und finsteres Auge machten Bassa offenbar einen Vorwurf.

„Du bist es mir schuldig,“ fuhr sie mit bewegter Stimme fort, — „Dich zu überzeugen, was mir Herr von Podlawski auf diese sonderbare Weise mitzutheilen hat; wenn ich in dieser Angelegenheit nun nicht mehr so diskret verfahren kann, wie er es wünschen mußte, so ist dies seine eigene Schuld, er hätte einen andern Weg wählen sollen; aber gleichviel, ich bitte Dich dringend, den Brief zu überlesen.“

„Ich wußte nicht, daß eine Correspondenz zwischen Dir und Podlawski bestände,“ entgegnete der Rittmeister mür-

risch, indem er das ihm aufgedrungene Blatt in die Hand nahm, ohne einen Blick darauf zu werfen.

„Dies ist auch das erste Schreiben, das ich von ihm erhalte; Du wirst den eigenthümlichen Grund davon, der auch mich in Erstaunen setzt, selbst beurtheilen können.“

Der Rittmeister durchlas den nicht sehr langen Brief, da Bassa darauf bestand. Der Ton war durchaus höflich und gemessen, obgleich so vertraulich, wie es eine alte Freundschaft eben gestattete. Im Eingange des Schreibens bat Podlawski um Entschuldigung, daß er sich erlaube, an sie zu schreiben, er befinde sich indessen in einer fatalen Lage, die nicht den geringsten Aufschub verstatte, und wisse nicht, ob er sie bei einem Besuche allein und ungestört werde sprechen können; er habe am vergangenen Abende hoch gespielt und besonderes Unglück gehabt, durch die Leidenschaft fortgerissen, sich bewegen lassen, Schulden auf sein Ehrenwort zu machen, und wenn er dasselbe noch im Laufe dieses Tages nicht einlösen könne, so bleibe ihm kaum etwas Anderes übrig, als sich eine Kugel vor den Kopf zu schießen; — kurz, er ging sie um ein recht ansehnliches Darlehen an.

Der Rittmeister fühlte sich doch bedeutend erleichtert, als er dies gelesen hatte, es lag sogar für ihn ein kleiner Triumph in der Demüthigung, der Jener sich zu unterziehn genöthigt gewesen war; nebenbei schämte er sich ein wenig seines ungegründeten Mißtrauens und war nur neugierig, ob Bassa sich zur Hergabe einer so bedeutenden Summe,

für die ihr nicht einmal Sicherheit geboten wurde, entschließen möchte.

„Verzeihe mir!“ sagte er, ihr die Hand reichend und das Schreiben zurückgebend; — „Du wirst begreifen, daß Ignaz’ sonderbares Benehmen —“

„O ich bitte Dich, kein Wort mehr davon!“ unterbrach sie ihn, ihre Empfindlichkeit gewaltsam bekämpfend.

„Hast Du schon einen Entschluß darüber gefaßt, was Du Herrn von Podlawski antworten willst?“ fragte er, um über die peinliche Situation hinwegzukommen.

„Könntest Du noch daran zweifeln?“ erwiderte sie, ihn groß und frei ansehend. „Er ist der Freund meines verstorbenen Gemahls gewesen, mein Freund, er befindet sich augenblicklich in größter Noth, der ich abzuhelfen vermag, wiewohl ich eine so große Summe gerade jetzt nicht gern entbehre, — wäre es möglich, ihm eine abschlägliche Antwort zu geben?“

Der Rittmeister wußte nicht recht, was er denken und erwidern sollte; auf der einen Seite erschien ihm Bassa’s Bereitwilligkeit, einer so hochgestellten Anforderung zu entsprechen, geradezu leichtsinnig, wobei es ihn auch etwas empfindlich berührte, daß sie gar nicht für nothwendig zu halten schien, seinen Rath dabei in Anspruch zu nehmen, auf der anderen lagen in dieser Handlungsweise auch wieder eine Großherzigkeit und ein so edelsinniges Gefühl wahrer Freundschaft, daß er diesen seine Anerkennung nicht versagen konnte. Er erinnerte sich auch, daß eine ganz

ähnliche Veranlassung seine Bekanntschaft mit ihr angeknüpft hatte, und es würde doch ein sehr häßliches Licht auf seinen Egoismus geworfen haben, hätte er jetzt getadelt, was er damals mit Dank und Bewunderung für sich angenommen.

„Bist Du darin nicht mit mir einverstanden, Alfred?" fragte sie, als er noch schwieg, in einer Weise, die beinahe Verwunderung ausdrückte.

„Gewiß, Bassa; dieser Entschluß macht Deinem Herzen alle Ehre; ich war nur einen Moment lang besorgt, Du könntest den Rücksichten, die ich übrigens anerkennen muß, ein zu großes Opfer bringen."

„O wir laufen keine Gefahr dabei! Podlawski ist vermögend und befindet sich nur in einer Verlegenheit, die bald gehoben sein wird; er ist durch und durch Ehrenmann."

Der Rittmeister fühlte sich nicht berechtigt, weitere Bedenklichkeiten zu erheben; er bat seine Frau noch einmal um Verzeihung, und auch ihrerseits versöhnt, ging sie, das Geld sofort an Herrn von Podlawski zu senden.

Es stellte sich nun aber sehr bald heraus, daß Bassa mit diesem Freundschaftsdienste wirklich ein großes Opfer gebracht hatte, denn einige Tage später mußte sie, etwas beschämt, ihrem Gemahl gestehn, daß ihre Kasse gänzlich erschöpft sei, und zu der seinigen, auch nicht sehr gefüllten, ihre Zuflucht nehmen.

Herr von Podlawski hatte ihr für die geleistete Hülfe warmen Dank gesagt und versichert, daß er sich seiner

Schuld sehr bald wieder entledigen werde; gegen den Rittmeister erwähnte er davon kein Wort, obgleich derselbe nicht zweifelte, daß Ignaz ihm über das Schicksal des Briefes berichtet haben würde. Sein hohes Spiel setzte er übrigens fort, gewann auch dabei, soviel sich beurtheilen ließ, und zeigte überhaupt eine Heiterkeit und Unbefangenheit, als ob er sich gar nicht in drückenden Verhältnissen befinden könne; zweifellos besaß auch er einen guten Theil sogenannten liebenswürdigen Leichtsinnes.

So ging es wieder eine Zeitlang fort, als Bassa eines Morgens zu ungewöhnlich früher Stunde in das Schlafzimmer ihres Gatten trat; sie war noch im Negligee und sah, wie er auf den ersten Blick bemerkte, sehr bestürzt aus; in der Hand hielt sie einen offenen Brief.

Auf seine besorgte Frage, was ihr zugestoßen sei, setzte sie sich neben ihn und begann mit Zögern und sichtlicher Befangenheit zu erzählen, daß sie eine ganz unerwartete Nachricht von ihrem Sachwalter in Brüssel, der, wie der Rittmeister nur beiläufig einmal gehört hatte, ihre Vermögensangelegenheiten besorgte, erhalten habe. Die Kapitalien nämlich, die sie auf der dortigen Bank niedergelegt hatte, waren, laut einer beigefügten Rechnungslegung, auf ihre Anweisungen allmälig herausgezogen worden und davon nur noch eine sehr unbedeutende Summe übriggeblieben. Den Thränen nahe, versicherte sie, daß sie sich bisher gar keine richtige Vorstellung von ihrem immensen Geldverbrauche gemacht habe. Eine weitere sehr hohe Summe war noch

bei einem angesehenen Banquier untergebracht worden; nun hatte derselbe aber vor einigen Tagen einen vollständigen Bankerott gemacht, war flüchtig geworden und nicht die mindeste Hoffnung vorhanden, auch nur das Geringste von dem ihm Anvertrauten zu retten. Mit einem Worte, Bassa mußte zugeben, daß der Rest ihres ganzen Vermögens eigentlich nur noch in der Herrn von Podlawski geliehenen Summe bestehe.

Das war allerdings auch für den Rittmeister eine sehr bestürzende Mittheilung, und der Gedanke mußte ihm sehr nahe liegen, daß Bassa unverantwortlich gewirthschaftet habe; er hätte ihr deshalb um so gerechtere Vorwürfe machen können, als es bei etwas mehr Vertrauen zu ihm wohl nicht so weit gekommen sein würde. Indessen lag diese Leichtfertigkeit nun einmal in ihrer Natur und Erziehung, und die schmerzliche Reue, die sie darüber bezeigte, rührte ihn doch. Ihre Verschwendung war offenbar mehr Anderen als ihr selbst zu Gute gekommen, er selbst war ja auch nicht ganz leer dabei ausgegangen.

Diese Erwägungen und seine eigene Uneigennützigkeit, die sein Bruder Ewald, wie man sich vielleicht noch erinnert, gegen ihn selbst behauptet hatte, ließen ihn möglichst schnell seine Fassung wiedergewinnen; es war kein angenehmes Erwachen aus dem Traume, daß er eine unermeßlich reiche Frau besitze, aber vor wirklichem Mangel waren sie ja doch noch immer geschützt und konnten, bei

herabgestimmten Ansprüchen, noch ganz standesgemäß und sorgenfrei leben.

Damit suchte er auch Bassa zu trösten, und es schien, als habe dieselbe Nichts mehr gefürchtet als seinen Unwillen, denn nun warf sie sich ihm unter ausbrechenden Thränen um den Hals und schwur, sie wolle gern dem glänzenden Leben entsagen, wenn ihr nur seine Liebe bliebe, von jetzt an sich auch in viel unbeschränkterem Maße seiner Leitung überlassen.

Jetzt konnte er wohl ernstlicher und mit mehr Erfolg seinen Wunsch aussprechen, daß man bald in die Heimath zurückkehren möge, denn das kostbare Leben in der Fremde verbot sich ja nun ganz von selbst. Bassa mochte heimlich dazu seufzen, aber sie mußte doch die Nothwendigkeit der Entsagung einsehen.

Bei Bassa's Bekannten erregte die Mittheilung von ihrer bald bevorstehenden Abreise lebhaftes Bedauern; selbstverständlich vertraute sie Niemandem den wirklichen Grund an, sondern gab vor, des Rittmeisters Anwesenheit auf seinem Gute sei für einige Zeit unumgänglich nothwendig. Ganz besonders betroffen erschien Herr von Podlawski, mochte er ihr nun wirklich ein noch wärmeres Gefühl als Freundschaft zutragen oder setzte ihn die Schuld, die er noch an sie hatte, in Verlegenheit; sonderbarerweise erwähnte er davon kein Wort, und sie war zu zartfühlend, ihn daran zu erinnern.

Der Rittmeister, dem, wie man schon gesehen hat, auch

nicht alles Zartgefühl in dieser Beziehung abging, war dennoch, unmuthig über das nicht zu rechtfertigende Schweigen des Schuldners und im Hinblicke auf einen möglichen, jetzt wirklich empfindlichen Verlust, der Meinung, man könne nicht ohne weitere Rücksprache deshalb abreisen, als Beide dieser Verlegenheit auf die am wenigsten erwartete Weise überhoben wurden. Herr von Podlawski war nämlich eines Tages verschwunden, ohne von Einem seiner Bekannten Abschied genommen oder ihnen Ziel und Dauer seiner Reise angegeben zu haben; nur Bassa empfing einige Zeilen, in denen er sich auf ihre Freundschaft und Nachsicht berief, von den wichtigsten Veranlassungen seiner Entfernung sprach und schließlich auf das Heiligste versicherte, daß er seine Schuld, die sie ja augenblicklich nicht in Verlegenheit setzen könnte, in Kürze abtragen werde.

Dieses Benehmen traf Bassa doppelt unangenehm, denn wenn sie auch versuchen mochte, den alten Freund vor sich selbst zu rechtfertigen, oder wenigstens zu entschuldigen, so konnte ihr dies bei dem Rittmeister unmöglich gelingen. Jedenfalls wußte Jener nicht, wie sehr sich ihre Verhältnisse geändert hatten, aber rücksichtslos und wenig feinfühlend blieb es doch immer, so zu handeln.

Der Rittmeister war auch sehr aufgebracht und mußte sich allen Zwang anthun, Bassa selbst nicht dadurch zu kränken. Derselben stand noch eine weitere Enttäuschung bevor; das Verschwinden des Herrn von Podlawski war kaum bekannt geworden, als sich eine zahllose Menge seiner

Gläubiger meldete, nicht allein bisherige gute Freunde, deren Börsen er unter diesen und jenen Vorwänden in Anspruch genommen hatte, sondern auch Kaufleute und Handwerker; kurz, er hatte einen herzlich schlechten Ruf hinterlassen, der wenigstens auf Rechnung grenzenlosen Leichtsinns gesetzt werden mußte, und Bassa fühlte sich dadurch um so mehr mit dem Gedanken, Paris verlassen zu müssen, ausgesöhnt.

Das Ehepaar verließ zu Ende Februars die französische Hauptstadt und reiste nun, ohne sich unterwegs längere Zeit aufzuhalten, nach dem fernen Osten, wo der Rittmeister die alte und Bassa eine neue Heimath finden sollte.

Wie übel der Erstere die Heirath seines Bruders aufgenommen hatte, weiß man bereits; er war seitdem mit ihm außer aller brieflichen Verbindung geblieben und hatte es nicht einmal für nöthig gehalten, ihm seine Vermählung anzuzeigen. Jetzt mußte es nun zwischen ihm und Bassa zur Sprache kommen, wie man sich gegen das so nahe verwandte und so dicht benachbarte Ehepaar benehmen solle.

In den meisten Vorurtheilen — und gerade je weniger sie gerechtfertigt sind, — pflegen Frauen eine besondere Stärke zu haben; solche Vorurtheile entspringen ja auch meistens mehr ans dem Gefühle, das, wenn nicht angeboren, so doch anerzogen und durch die Gewohnheit genährt worden ist, als aus klarer, verstandesmäßiger Ueberlegung, und

jenes ist der Grund, auf dem Frauen bauen, letztere verlangt man nur von einem charaktervollen Manne.

Bassa, die unter Verhältnissen geboren und erzogen worden war, sich auch späterhin fast immer darin bewegt hatte, in denen die Standesunterschiede recht bestimmt zur Geltung gebracht wurden, — in ihrem Vaterlande betrachtete man ja den Bauernstand noch beinahe als leibeigen, — mußte die darauf bezüglichen Vorurtheile in nicht geringem Maße besitzen, und dazu kam noch, daß sie es, nachdem sie Baron Ewald nicht für sich zu gewinnen vermocht hatte, für in ihrem eigenen Interesse liegend hielt, daß er mit seinem Bruder nicht auf dem besten Fuße stehe. Sie hatte sich daher gleich anfänglich bitter tadelnd über die Wahl Ewald's ausgesprochen, und das würde sie, wenn sie auch gewollt hätte, nicht gut wieder zurücknehmen gekonnt haben. Jetzt, wo sie Ewald nicht mehr zu fürchten brauchte, wäre es ihr freilich lieber gewesen, wenn sie auch an ihm einen Freund gehabt hätte, denn kleinliche Rache lag gerade nicht in ihrem Charakter.

Sie überlegte nun recht gut, daß sie dies am besten dadurch erreichen könnte, daß sie die Brüder wieder versöhnte, wobei dann natürlich auch Marie mit eingeschlossen werden mußte, aber ehe sie sich dafür entschied, wollte sie die Schwägerin doch erst genau kennen lernen und sich überzeugen, ob sie sich selbst damit auch nicht eine Last aufbürden würde, die ihr zu drückend werden könnte.

Man ist geneigt, bei jeder sogenannten Mesalliance,

worunter wir dieses Mal nur eine Verbindung zweier Personen verstehen, zwischen deren Geburt, Lebensstellung und Bildungsgrad ein bedeutender Abstand liegt, vorauszusetzen, daß sie durch rein sinnliche Leidenschaft geschlossen worden ist. So stellte es sich auch Wassa vor, wiewohl sie sich nicht leugnen konnte, daß Baron Ewald auf sie den Eindruck eines leidenschaftslosen, besonnenen und charakterfesten Mannes von edlem Gemüthe gemacht hatte. Marie war jedenfalls schön, zweifellos auch ein ganz braves Mädchen, dessen Tugend sie gar nicht anzweifeln wollte, aber, als der Tochter eines armen Fischers auf einer entlegenen Insel, mochten ihr wohl alle anderen Eigenschaften abgehn, die sie zu der Stellung, welche sie jetzt einnahm, befähigten. Sie, Wassa, hatte durchaus keine Lust — und wer möchte ihr dies auch eigentlich verdenken? — die Blâme mitzutragen, die in den Augen der Gesellschaft, auf welche die Brüder und ihre Frauen, doch einmal hauptsächlich angewiesen waren, das ungewandte und anstößige Benehmen der Schwägerin auf sich ziehen konnte, sie mochte selbst in der Häuslichkeit für ihre Person keinen vertraulichen Umgang, der ihren guten Geschmack und ihr feines Gefühl stündlich verletzen konnte, — und wie widrig sind nicht gerade die Anmaßungen der Parvenu's, die, so wenig begründet, in der rohesten Form aufzutreten pflegen!

Wassa hatte also beschlossen, sehr vorsichtig zu sein, und hütete sich einstweilen noch, dem Rittmeister zu widersprechen,

der durchaus Nichts von einem näheren Verkehre mit der ihm aufgedrungenen Schwägerin wissen wollte.

Das Gut konnte bei tüchtiger Bewirthschaftung recht einträglich werden und mochte für den Landwirth ganz anziehende Eigenschaften besitzen, wer aber das Auge des Laien bestechende Reize dort suchte, eine die Phantasie anregende Romantik, täuschte sich gewaltig; die Felder, Tannen- und Birkenwäldchen, die einfachen, meistens ärmlichen Bauernhäuser sahen recht prosaisch aus, selbst das sogenannte Herrenschloß, das, im einfachsten Style erbaut, einer gründlichen Restauration bedurfte.

Der Rittmeister konnte diese Einförmigkeit weniger fühlen, denn er war ja darauf vorbereitet und für ihn knüpften sich daran soviel bunte, sein Herz erwärmende Erinnerungen aus der Jugendzeit, daß er die Heimath mit wahrhaftem Entzücken begrüßte. Bassa dagegen fand doch Alles noch nüchterner, wie sie es sich vorgestellt hatte, und konnte sich eines ziemlich trüben Blickes in die Zukunft nicht erwehren; da sie indessen begriff, wie tief die Aeußerung einer solchen Empfindung ihren Gemahl verletzen müsse, verbarg sie dieselbe sorgfältig und versicherte auf seine Fragen mit heiterer Miene, daß ihr Alles sehr wohl gefalle.

Die unerwartete Ankunft der Herrschaft erregte mehr Bestürzung als Freude, was einem einigermaßen scharfen Auge, wie dem Bassa's, auch nicht entgehen konnte und sie gerade nicht in eine gehobene Stimmung versetzte; den An-

klang an eine solche vermochte nur die aufrichtige Freude des Rittmeisters zu erregen.

Einer der Ersten, die ihnen entgegen eilten, als die Extrapost in den Hof einfuhr, war der alte Wolff. Er sah ein bischen blasser und ernster aus als sonst, dies verschwand aber augenblicklich unter dem Ausdrucke seiner freudigen Erregung.

Der Alte hatte eine schwere Zeit durchgemacht, seitdem er nach Hause geschickt worden war. Wenn er ohnehin schon Niemand besaß, dem er sich innig anschließen konnte, weil er sich selbst für etwas Besseres hielt als die übrige Dienerschaft oder vielmehr fühlte, daß er dies auch wirklich war, wenn er sich daher auf dem Gute vereinsamt fühlen mußte, so lange er nicht durch die Dienste für seinen Herrn in Anspruch genommen wurde, so machte ihn die Trennung von demselben sehr unglücklich, um so mehr gerade jetzt, wo, wie er ahnte, in dem Leben desselben eine neue Wendung bevorstand, die er nicht mit Vertrauen anzusehn vermochte.

Allmälig war er doch zu der Ueberzeugung gekommen, daß ihn nicht eigentlich der Rittmeister, sondern die Gräfin fortgeschickt habe, um ihre Pläne besser durchsetzen zu können. Aendern konnte er mit dem besten Willen freilich Nichts daran, und der Rittmeister war ja auch am Ende kein Kind mehr, das einer Bevormundung bedurfte; so fügte er sich in das einmal Geschehene und behielt nur noch den Wunsch übrig, Jener möge ihn entweder wieder

zu sich rufen oder bald zurückkehren; seine Geduld wurde auf eine lange Probe gestellt.

Obgleich der Rittmeister den Wunsch, beinahe den Befehl ausgesprochen hatte, daß er Baron Ewald nicht aufsuchen solle, erschien ihm dies doch so unnatürlich und er hielt es für den Ausfluß einer vorübergehenden Laune, daß er sich dadurch in seinen eigenen Herzensregungen nicht gebunden hielt. Erst als er bei seiner Heimkehr erfuhr, Ewald sei verheirathet, — und die Leute sprachen die abenteuerlichsten Dinge darüber — begriff er, daß ein ernstlicher Zwist zwischen den beiden Brüdern bestehe. Nun war er aber nicht im Stande, so vorsichtig wie Bassa zu berechnen; auch er schüttelte heimlich den Kopf zu dieser Heirath, die ihm gar nicht recht gefallen wollte, weil er auf die Ehre des Burgstein'schen Hauses noch eifersüchtiger war wie auf seine eigene, aber er sagte sich doch, Baron Ewald könne nicht unrecht, nicht einmal übereilt gehandelt haben, und vor allen Dingen müsse er mit eigenen Augen sehn, wie die Sachen ständen.

Er nahm es also auf sein Gewissen, schon am ersten Tage seiner Ankunft nach dem nahen Vorwerke hinüber zu gehn.

Auf die Nachricht von seiner Ankunft kam ihm Baron Ewald selbst entgegen und bewillkommnete ihn auf das Herzlichste, konnte aber doch sein Erstaunen darüber nicht zurückhalten, daß er sich von dem Rittmeister getrennt hatte. Der Alte zuckte dazu die Achseln, und wenn er auch weit

entfernt blieb, in klatschhafter Weise sich über das Leben seines Herrn auszulassen, so konnte Ewald aus den kurzen Antworten auf seine Fragen doch ganz gut die Wahrheit entnehmen, die bange Besorgnisse für das Glück seines Bruders in ihm erweckte.

Er fragte nicht, ob der Alte ihm keinen Gruß von dem Letzteren mitbringe, denn er wußte, daß Jener sich dieses Auftrages zu entledigen nicht vergessen haben würde; um über solche peinlichen Erörterungen hinwegzukommen, führte er ihn seiner Frau zu, um ihr den treuen Diener, der beinahe zu der Familie gezählt werden durfte und von dem er ihr schon so viel erzählt hatte, vorzustellen.

Wolff war nicht wenig erstaunt, eine so schöne und stattliche Dame zu finden, wie Baron Ewald sie nur aus der vornehmsten Adelsfamilie wählen gekonnt hätte, viel mehr noch wurde sein Herz durch die ungesuchte Güte und Liebenswürdigkeit erwärmt, mit der ihm Marie die Hand reichte und sich mit ihm unterhielt; mochte sie in ihrer Ausdrucksweise nicht ganz so gewandt sein wie Gräfin Bassa, so fühlte Wolff doch, daß hier die wahre Herzlichkeit ohne allen Eigennutz zu ihm spreche, und er stand keinen Augenblick an, sie hoch über Jene zu stellen.

Seine wieder ganz aufgeheiterte Miene machte Baron Ewald große Freude, da er die Veranlassung dazu erkannte, und er lud den Alten nun ein, ihn und seine Frau recht häufig zu besuchen. Wie sollte Wolff, wenn er sich auch der Aeußerungen des Rittmeisters, die ihm gleich so un-

gerecht vorgekommen waren, erinnerte, dieses Versprechen nicht gern und unbedenklich geben und auch halten, war Baron Ewald doch immer der zweite Sohn seines alten Herrn und hatte nicht viel weniger Anrecht auf seine Liebe und Achtung wie der Rittmeister, und fühlte er selbst sich doch jetzt hier viel wohler als dort! — Er ging also oft nach dem Vorwerke hinüber und kehrte stets sehr befriedigt von da heim; die junge Frau hatte er ganz in sein Herz eingeschlossen, und mehr als einmal seufzte er unwillkürlich bei dem Gedanken, wie viel besser der Rittmeister doch gethan haben würde, mit denselben Ansprüchen wie sein Bruder sich eine Lebensgefährtin zu wählen, wenn er doch einmal verheirathet sein wollte, — ja, das Glück des jungen Paares machte ihn, den alten Junggesellen und Soldaten, sehr unsicher, ob das Wort, das er bisher sehr bezweifelt hatte, nicht doch wahr sei: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei."

Wolff fühlte sich aber nur während seiner Besuche auf dem Vorwerke wohl und glücklich; auf dem Gute vermißte er zu sehr seinen Herrn, und die lange Abwesenheit desselben, während deren er in vollständiger Ungewißheit blieb, was der Rittmeister eigentlich treibe, machte ihn immer besorgter. Der Rittmeister schrieb an den Verwalter nur selten und allein in Geschäftsangelegenheiten; jedesmal ließ er dabei seinen alten Wolff grüßen, was diesem allerdings schmeichelte, ihn aber doch noch lange nicht beruhigen konnte.

Seine Verheirathung zeigte der Rittmeister nur ganz kurz mit dem Auftrage für den Verwalter an, sie in der von ihm bestimmten Form bekannt zu machen. Obgleich Wolff nichts Anderes voraussetzen gekonnt hatte, war er bei dieser Nachricht doch wie vom Donner gerührt; nicht viel besser erging es Baron Ewald, zu dem er sogleich hinübereilte. Viele Worte über das einmal Geschehene zu machen, wäre aber unnütz gewesen; sie drückten sich nur mit einem traurigen Blicke die Hand und verstanden sich.

Die ferneren Briefe des Rittmeisters kamen nun, wie schon früher gesagt, aus der Schweiz und Italien, dann aus Frankreich; zuweilen erwähnte er darin seiner baldigen Rückkehr, aber doch nur in sehr unbestimmter Weise. Diesen weiten und kostspieligen Reisen nach zu schließen, mußte es ihm gut gehn, und sowohl Baron Ewald als Wolff wurden auf durchaus nicht unangenehme Weise dadurch überrascht, daß er die Mittel anwies, sein Gut wieder ganz schuldenfrei zu machen. So war ihm doch wenigstens ein Vortheil aus dieser zweiten Ehe erwachsen, der freilich noch nicht für ihr Glück auch in jeder anderen Hinsicht Zeugniß ablegte; dafür blieb nur das Beste zu hoffen und zu wünschen übrig. Konnte er aber mit einer Frau glücklich sein, die den Zwist mit seinem einzigen Bruder nährte, also den natürlichsten Gefühlen gewissermaßen fremd stand, oder war er wirklich so erbittert über Ewald's Heirath, daß ihr versöhnender Einfluß auf ihn nicht zureichte?

Diese Fragen machten Ewald bedenklich und traurig;

wie schmerzlich gekränkt wurde er nicht dadurch, daß sein älterer Bruder jetzt in so wichtigen Angelegenheiten allein mit dem Gutsverwalter verhandelte, als ob er gar nicht auf der Welt gewesen wäre! — Der Inspektor war übrigens ein verständiger und ehrenwerther Mann; er nahm aus diesem sonderbaren Verhältnisse nicht Anlaß, sich über den jüngeren Baron zu erheben, sondern kam zu demselben und bat ihn um seinen Rath, den Ewald auch unter dem Vorbehalte, daß der Rittmeister Nichts davon erfahre, bereitwillig und nach bester Einsicht ertheilte.

Wolff, immer ungeduldiger werdend, hatte sich schon mehr als einmal versucht gefühlt, sich unter irgend einem Vorwande unaufgefordert wieder zu seinem Herrn nach Paris zu begeben, und Ewald, gegen den er solche Absichten äußerte, widersprach ihnen nicht geradezu, weil er diesen treuen Diener und Freund gern in des Rittmeisters Nähe gewußt haben würde; einen bestimmten Rath mochte er indessen nicht geben, und der eingefleischte Subordinationsgeist hielt Wolff immer wieder von einer Eigenmächtigkeit zurück.

Da schien es nun endlich Ernst mit des Rittmeisters und seiner Gemahlin Heimkehr zu werden; sein letzter Brief hatte sich ganz bestimmt dahin ausgesprochen.

Ewald konnte sich unmöglich entschließen, dem Bruder, von dem er so schwer beleidigt worden war, entgegenzukommen, um so mehr, als dieser Empfang auch Bassa gegolten haben würde; er selbst hegte gegen Beide keinen unversöhnlichen Groll und wünschte Nichts mehr, als daß sich

wieder ein freundliches Verhältniß zwischen ihnen herstellen möge, aber den ersten Schritt dazu durfte er nicht thun, weil er nicht wußte, wie sie denselben aufnehmen würden; um Demüthigungen zu ertragen, war er im Gefühle seines Rechtes zu stolz. Er hielt sich deshalb in diesen Tagen ganz zurückgezogen auf seinem Vorwerke; Wolff hatte ihm versprochen, möglichst bald von der Stimmung des Rittmeisters Bericht zu erstatten.

Ehe wir den Rittmeister und seine Gattin nun aber in ihre neue Heimath einführen, müssen wir unseren Lesern noch eine kurze Mittheilung über die machen, welche Baron Ewald und Marie nun schon seit mehreren Monaten gefunden hatten.

Das Wohnhaus des Vorwerkes lag kaum eine halbe Stunde von dem Herrenhause des Rittmeisters entfernt. Wenn das letztere kein schloßähnlicher Bau genannt werden konnte, so übertraf es jenes doch bei Weitem an Größe und Ansehnlichkeit; dasselbe war nicht viel mehr als ein einfaches und bescheidenes Pächterhaus, das recht hübsch und freundlich gelegen und auch recht wohnlich eingerichtet war, aber doch nicht den mindesten Anspruch auf Eleganz machen durfte.

Als Junggeselle hatte Baron Ewald an seiner Wohnung auch durchaus Nichts auszusetzen gehabt; wiewohl er nun aber wußte, daß Marie von Jugend auf an eine noch größere Einfachheit gewöhnt war, hatte er sich doch Bedenklichkeiten gemacht, wie sie die neue Heimath finden werde.

Dazu kam noch, daß er fürchtete, sie könne der schlimmen Gemüthskrankheit des Heimwehs verfallen, die sich gerade bei den Angehörigen eines engbegrenzten Vaterlandes zeigt und dann häufig ganz unheilbar wird.

Seine Befürchtungen erfüllten sich indessen durchaus nicht. Marie hatte bei dem Abschiede von ihrer lieben Insel nicht umsonst gesagt: „Meine Heimath ist bei Dir!" — sie war stark genug gewesen, sich von allen altgewöhnten Verhältnissen, denen sie nur noch eine treue Erinnerung bewahrte, in der Wirklichkeit loszureißen, und brachte keine übertriebenen Ansprüche mit. Das kleine Pächterhaus erschien ihr im Vergleich zu der heimathlichen Hütte wie ein Palais, und mit aufrichtiger Lust und Liebe ging sie daran, sich daselbst eine Häuslichkeit zu gründen, die auch ihren Gatten beglücken konnte.

Das wahre Glück fragt nicht nach äußerem Schimmer, und jetzt hatte es auf dem Burgstein'schen Vorwerke seinen Sitz genommen und wurde erst wieder einigermaßen durch die Nachricht von der bevorstehenden Ankunft der verwandten Nachbarn auf dem Gute beunruhigt.

Daß Baron Ewald nicht gleichgiltig der nun so nahen Entwickelung der Verhältnisse zu seinem Bruder entgegensehn konnte, lag auf der Hand; die Besorgniß, daß Mariens Benehmen Jenem wirklich Veranlassung zur Mißbilligung geben könne, lag ihm fern, denn er hatte schon genügende Gelegenheit gefunden, sich zu überzeugen, daß sie die ihr jetzt zugewiesene Lebensstellung durch richtigen Takt,

der sich selbst in die äußerlichen Formen zu passen wußte, vollständig auszufüllen verstand, aber die Vorurtheile des Rittmeisters und Bassa's ließen es vielleicht gar nicht einmal auf eine Probe ankommen.

Maria selbst, der er nicht verschweigen gekonnt hatte, wie die beiden Letzteren über seine Heirath dächten, fühlte sich, dadurch befangen und traurig gestimmt, nicht um ihrer selbst willen, denn sie besaß Stolz genug, sich gegen solche bittere Ungerechtigkeiten nöthigenfalls zu vertheidigen, und entbehrte den Umgang ihrer Verwandten nicht schmerzlich, da sie durch ihre kleine Häuslichkeit ganz befriedigt war, wohl aber war es ihr eine sehr peinliche Empfindung, als ein Hinderniß der Versöhnung und des natürlichen Verhältnisses zwischen den beiden Brüdern, wenn auch ganz schuldlos, dazustehn. Sie verbarg indessen diesen Kummer ihrem Manne, um ihm die glücklichen Stunden, die er an ihrer Seite verlebte, nicht zu verbittern. —

Der Rittmeister begrüßte seinen alten Diener recht herzlich und setzte sogleich hinzu, nun dürfe von einer Trennung zwischen ihnen nicht wieder die Rede sein; auch Bassa reichte mit freundlichem Lächeln Wolff die Hand, die er, anstatt sie ehrfurchtsvoll an seine Lippen zu führen, wie sie vielleicht erwartete, nur leise drückte.

Das Ehepaar hielt nun ohne alle weiteren Förmlichkeiten seinen Einzug in das Schloß, und Bassa hatte genug zu thun, Alles möglichst nach ihren Wünschen und Ansprüchen einzurichten; sie seufzte manchmal leise dabei, verbarg aber

in anerkennungswürdiger Weise ihre Enttäuschungen dem Rittmeister und hatte sich auch fest vorgenommen, sich in die Verhältnisse zu fügen; die Gewohnheit kann ja auch Zufriedenheit schaffen.

Wolff übernahm nun wieder ausschließlich den Dienst bei seinem Herrn, Ignaz bei der gnädigen Frau; Beide kamen auf diese Weise nicht in Conflikt.

Aeußerlich ging Alles ganz gut; der Rittmeister hatte aber doch noch Etwas auf dem Herzen, das unnatürliche Verhältniß zu seinem Bruder. Vielleicht hatte er ganz im Stillen gehofft, Ewald werde ihn, trotz des Vorgegangenen, zuerst aufsuchen, und er wäre dann zu einer Ausgleichung recht gern geneigt gewesen, vorausgesetzt nur, daß Marie dabei ganz aus dem Spiele bliebe. Gesehn hätte er sie doch gern einmal oder gehört, wie sie sich eigentlich benehme, aber Wolff, von dem er das Letztere am ehesten erwarten konnte, war eigensinnig und öffnete nicht den Mund, um von ihr oder auch nur seinem Bruder zu sprechen.

Endlich mußte sein Herr sich doch entschließen, ihn zu fragen, wann er Baron Ewald zum letzten Male gesehen habe, und da erzählte der Alte nun ganz offen, daß er seit seiner Ankunft fast täglich drüben auf dem Vorwerke gewesen sei und auch jetzt noch hinübergehe, wenn es seine Zeit erlaubte.

Der Rittmeister runzelte die Stirn, und es schwebte ihm schon die Frage auf den Lippen, ob Wolff seine Wünsche wirklich nicht verstanden habe oder sich für berechtigt halte,

darauf keine Rücksicht zu nehmen, in welch' letzterem Falle er besser thun würde, aus dem seinigen in Ewald's Dienste überzutreten, aber der ruhige und ernste Blick des Alten, der von dem besten Gewissen Zeugniß ablegte, beschämte ihn, so daß er sich abwenden mußte, um die ihm in das Antlitz steigende Röthe zu verbergen.

„Und die Frau?" fragte er anscheinend gleichgiltig, aber doch in einem Tone, der seine Geringschätzung ausdrücken sollte.

„Wenn der Herr Rittmeister," erwiderte Wolff, jedes Wort dehnend und scharf accentuirend, — „die gnädige Frau Baronin von Burgstein, die Jüngere, meinen, so danke ich für gütige Nachfrage; sie befindet sich recht wohl und glücklich, und wer sie nur ansieht, Dem wird's ebenso warm und leicht um das Herz, als ob er auch Etwas von dem Glücke und Frieden, die drüben auf dem Vorwerke herrschen, abbekommen hätte."

Der Rittmeister wollte wieder über die unverkennbar trotzige Antwort, in der er die Subordination seines alten Dieners nicht wiedererkannte, böse auffahren, aber er begriff doch, daß derselbe sich in einer sehr gereizten Stimmung befand, die zu ihm sehr unangenehmen Weiterungen führen konnte, und daß er ihm eigentlich keinen Vorwurf darüber machen dürfe, wenn er in achtungsvollen Ausdrücken von seiner Schwägerin sprach; andererseits machte ihn dieses hohe, begeisterte Lob, mit dem der Alte doch sonst karg zu sein pflegte, noch neugieriger auf Die, welcher es galt.

Mit dem nicht ganz gelungenen Versuche, einen scherzhaften Ton anzunehmen, meinte er:

„Die Frau Baronin, die Jüngere, muß ja eine wahre Fee an Schönheit sein, daß sie Dich alten Knaben so vollständig, wie es scheint, zu bezaubern vermocht hat?"

„Jedenfalls ist sie ein Engel an Güte und Lieblichkeit," erwiderte Wolff, — „und wenn der Herr Baron Ewald sich drüben nicht so zufrieden fühlte, daß er die große Welt schwerlich entbehrt, und nähme sie mit sich nach der Stadt, so würden die Leute dort gewiß ganz Dasselbe sagen und manche noch viel vornehmere Dame vor Neid blaß werden."

Der Rittmeister biß sich ärgerlich auf die Lippen; mit dem Alten konnte er heute einmal Nichts anfangen, ohne sich auf ihm noch unangenehmere Antworten gefaßt machen zu müssen. Ziemlich ungnädig schickte er ihn fort.

Diese kurze Unterhaltung konnte indessen nur seinen Wunsch verstärken, mit eigenen Augen sich zu überzeugen, wie weit Wolff wohl Recht hätte. Daß Ewald ohne Vermögen geheirathet hatte, konnte er ihm um so weniger zum Vorwurfe machen, als er selbst jetzt eigentlich schon zum zweiten Male dasselbe gethan, denn auf Bassa's Reichthum konnte er jetzt auch nicht mehr pochen; die adelige Geburt ist doch am Ende ein Vorurtheil, auf das ein Mann, der für verständig gelten will, nicht zu viel Gewicht legen darf,

und wenn Marie mit ihrer äußeren Erscheinung und ihrem Benehmen wirklich den Platz, auf den sie gehoben worden, so auszufüllen wußte, daß die Leute, besonders die sogenannte gute Gesellschaft, daran keinen Anstoß nehmen konnten, so blieb ihm gegen die Wahl seines Bruders ja höchstens noch einzuwenden, daß derselbe seinen Rath dabei nicht in Anspruch genommen hatte, und ganz dasselbe konnte ihm Ewald zweimal erwidern. Aber freilich, auf Wolff's Urtheil allein war nicht sicher zu rechnen; der Alte hatte vielleicht gar nur seinem Unmuthe gegen Bassa Luft machen gewollt.

Der Letzteren seine geheime Absicht zu offenbaren, konnte er sich nicht entschließen, nachdem er sich bereits so entschieden gegen jede Annäherung an Ewald und dessen Gattin ausgesprochen hatte; auch sie erwähnte ja kein Wort mehr davon.

Schon an einem der nächsten Tage ließ er sich ein Pferd satteln und ritt, ohne Wolff mit sich zu nehmen, was den Alten wieder recht verdrießlich machte, unter dem Vorwande, seine Felder inspiciren zu wollen, aus. Das that er nun auch wirklich, aber nur sehr flüchtig, da er ja überhaupt die ganze Bewirthschaftung dem bisherigen Verwalter zu überlassen gedachte, und näherte sich dann immer mehr dem Vorwerke, was er um so eher, ohne seine eigentliche Absicht zu verrathen, ausführen konnte, als dasselbe auf zwei Seiten noch von seinen eigenen Besitzungen umschlossen wurde.

Eine ganz gewöhnliche Neugierde braucht man ihm nicht

unterzulegen; in der That war es das Herz, das ihn wieder in die Nähe seines Bruders zog, und je mehr er dieselbe erreichte, desto lebhafter wurde der geheime Wunsch, den sich sein falscher Stolz anzuerkennen sträubte, mit Ewald zusammenzutreffen oder Marie zu sehn und sie so zu finden, daß er die Versöhnung vor sich selbst entschuldigen könnte.

Dieses Mal erreichte er indessen seinen Zweck nicht, wie auch nicht in den nächsten Tagen; daß die junge Frau in der noch rauhen Jahreszeit nicht ausging, war leicht erklärlich, schwerer aber, daß er den sonst so thätigen Bruder nicht auf den Feldern erblickte, wenn er nicht annehmen wollte, derselbe gehe ihm absichtlich aus dem Wege. Das Mißlingen seiner Absicht machte ihn verdrießlich, auf der anderen Seite seinen Wunsch immer dringender. Vassa mußte die trüben Wolken auf seiner Stirn bemerken, aber auf ihre besorgten Fragen gab er ihr nicht wahrheitsgetreue Antworten, nur aus einzelnen zufälligen Aeußerungen mochte sie doch wohl errathen, was ihm eigentlich auf dem Herzen lag; sie lächelte dazu hinter seinem Rücken in ganz eigenthümlicher Weise.

Wenn man hieraus schließen wollte, sie freue sich in häßlichem Uebermuthe darüber, daß der Rittmeister um ihretwillen seine brüderlichen Empfindungen bekämpfe, so würde man ihr großes Unrecht thun, und wir hoffen, ihren Charakter schon genügend dargelegt zu haben, so daß man

neben manchen Schwächen und Leidenschaften eine edlere Gemüthsunterlage nicht verkannt haben wird.

Gleich am Tage nach ihrer Ankunft hatte sie Ignaz, den treuergebenen Sklaven, heimlich beauftragt, sich vorsichtig nach den Verhältnissen der Herrschaft auf dem Vorwerke zu erkundigen, und was dem Riesen an körperlicher Gewandtheit abging, das ersetzte er durch Schlauheit, besonders wo es seiner Herrin einen Dienst zu leisten galt. Hier wurde es ihm nun besonders leicht, die alte Bekanntschaft mit Fritz wieder anzuknüpfen, und schon nach einigen Tagen konnte er ziemlich dasselbe berichten, was Wolff, wenn auch in noch herzlicherer Weise, gegen den Rittmeister ausgesprochen hatte; es war weit und breit umher nur eine Stimme darüber, daß Baron Ewald eine ebenso schöne als achtungswerthe und liebenswürdige Frau heimgeführt habe und mit ihr sehr glücklich lebe.

Bassa war anfänglich doch ein wenig betroffen über die schnellen und großen Eroberungen, welche ihre Schwägerin gemacht haben sollte, und nun erging es ihr ganz ebenso wie dem Rittmeister: ihre Begierde, Marie persönlich kennen zu lernen, stieg.

Der Rittmeister war, um nothwendige Geschäfte zu besorgen, an einem der nächsten Vormittage in die Stadt, welche nicht weit entfernt lag, gefahren. Das schöne, helle und milde Wetter — eine Seltenheit in dieser noch nicht weit vorgerückten Jahreszeit — mußte es rechtfertigen, daß sie in seiner Abwesenheit einen Spaziergang unternahm,

und, durch Ignaz von dem einzuschlagenden Wege in Kenntniß gesetzt, ging sie gerade nach dem Vorwerke, entschlossen, ihre Absicht ohne viel Umstände zu erreichen; sie konnte sich ja immer stellen, als habe sie, die in dieser Gegend noch ganz unbekannt war, der Zufall geführt, und sich damit sowohl bei ihrem Manne entschuldigen, als sich von der Schwägerin, falls ihr dieselbe nicht zusagen sollte, mit derselben Erklärung wieder zurückziehn; ihre einzige Besorgniß war, sie könne zu früh mit Baron Ewald zusammentreffen und Dieser sie abhalten, Marie zu sehn, aber Bassa war keine Frau, die sich auf lange Ueberlegungen einließ, und alles Ungewöhnliche hatte einen besonderen Reiz für sie.

Ohne Weiteres betrat sie den Hof des kleinen Landhauses. Sie hatte sich möglichst einfach gekleidet, dessenungeachtet sah man ihr auf den ersten Blick die Frau von Stande an, und die Landleute, welche die gnädige Frau vom Gute noch nicht kennen gelernt hatten, grüßten sie ebenso ehrerbietig als verwunderungsvoll.

Der Zufall erwies sich ihr auch ganz besonders günstig; Marie, die sich die wirthschaftlichen Pflichten sehr angelegen sein ließ, kam ihr gerade entgegen. Eine Ahnung, wen sie vor sich habe, mochte sie durchzucken, denn sie gerieth in augenscheinliche Verlegenheit, obgleich Bassa sie mit höflichem Gruße, ohne sich zu nennen, nur bat, ihr Eindringen in das Gehöft zu entschuldigen, sie habe einen weiteren Spa-

ziergang gemacht, der sie sehr ermüdet, bitte, sich ein wenig ausruhn zu dürfen, und, da sie gar nicht wisse, wo sie sich befinde, ihr nachher den Weg weisen zu lassen.

Marie wagte auch nicht mehr zu fragen; Baron Ewald war nicht zu Hause, und sie ersuchte die Fremde, in ihre Wohnung einzutreten.

Bassa fühlte sich wirklich überrascht; das einfache und doch würdevolle Wesen der jungen Frau, welcher die kleine Befangenheit, welche doch Nichts von linkischer Verlegenheit hatte, sehr gut stand, ihre sanfte Schönheit und gebildete Ausdrucksweise übertrafen die Vorstellungen, welche sie sich selbst nach Ignaz' Berichte gemacht hatte. Andererseits mußte sich Marie gestehen, daß die Schwägerin, wenn sie dieselbe wirklich vor sich hätte, eine Liebenswürdigkeit besitze, die den Schilderungen ihres Mannes und ihrer eigenen vorgefaßten Meinung von deren Stolze und vornehmer Kälte gar nicht entspreche; da Bassa sorgfältig vermied, ihr Gewißheit zu geben, während sie das Gespräch mit großer Gewandtheit dahin lenkte, wo sie es gerade haben wollte, wurde Marie endlich doch wieder sehr zweifelhaft, ob ihre Vermuthung sie nicht täusche, und damit auch viel unbefangener.

So wurde der Ton zwischen den beiden Frauen bald ein vertraulicher, und Bassa, die es nicht darauf ankommen lassen wollte, daß Baron Ewald bei seiner Rückkehr sie finde oder nach ihrer Entfernung sie aus der Beschreibung seiner Frau erkenne, entschloß sich, die Maske fallen zu

lassen und den immer wärmer werdenden Gefühlswallungen nachzugeben; schon auf dem Herwege hatte sie sich einen Plan entworfen, von dessen Ausführung sie sich großes Vergnügen versprach und der auch ein wirklich würdiges Ziel hatte, nämlich, wenn sie Marien so fände, daß sie geneigt würde, sich ihr anzuschließen, sollten sie, die beiden Frauen, die Versöhnung zwischen den Brüdern bewerkstelligen, und nun brannte sie vor Begierde, dies in's Werk zu setzen.

Lebhaft, wie sie immer war, warf sie sich Marien plötzlich um den Hals, begrüßte die freudig Ueberraschte als ihre Schwägerin und gewann sie leicht für ihre Absicht; sie nahm ihr dann das Versprechen ab, daß auch Ewald vorläufig noch Nichts von dieser Vereinigung erfahren solle, und da es ihm zweifellos eine große Freude zu bereiten galt, willigte Marie gern ein, sollte sie das Geheimniß doch nur bis zum anderen Tage vor ihm bewahren; auch konnte sie auf Bassa's Idee um so eher eingehen, als sie recht gut wußte, wie sehr auch er sich nach der Aussöhnung mit seinem Bruder sehnte.

Nachdem Alles zwischen den Beiden ausführlich verabredet worden, beeilte sich Bassa, aufzubrechen, ehe Baron Ewald heimkehrte, und nahm einen recht herzlichen und zärtlichen Abschied von ihrer Schwägerin.

Das Bewußtsein, richtig und natürlich gehandelt zu haben, machte sie ganz fröhlich, und sie sah dem Leben auf

dem einsamen Gute nun mit viel mehr Lust und Vertrauen entgegen, durfte sie doch hoffen, daß es ihr selbst nun weniger an Zerstreuung fehlen würde; sie träumte schon von der angenehmen Aufgabe, die Lücken in Marien's äußerer Bildung durch ihre Lehren und guten Rath auszufüllen und sich dagegen an diesem frischen, reinen Herzen, das sich so bereitwillig dem ihrigen geöffnet hatte, zu erwärmen, wenn alte trübe Erinnerungen zuweilen das eigene erkälteten und traurig stimmten.

Als Bassa nach Hause kam, fand sie den Rittmeister schon zurück und nicht wenig besorgt über ihre lange Abwesenheit, die er sich gar nicht zu erklären vermocht hatte. Ihre heitere Miene beruhigte ihn indessen schnell, und in freudiger Aufregung erzählte sie ihm, auf einem Spaziergange, den sie weiter, als anfänglich beabsichtigt, ausgedehnt, sei ihr die angenehme Ueberraschung geworden, einer lieben Bekannten zu begegnen, die sie hier in der Nähe am allerwenigsten erwartet hätte.

Der Rittmeister, der doch alle Personen von Stande und einiger Bedeutung in der ganzen Umgegend zu kennen meinte, war verwundert und neugierig, Näheres von ihrer Freundin zu erfahren, aber lachend erwiderte sie ihm, sie wolle auch ihn durch diese angenehme Bekanntschaft, die ihm noch ganz neu sein werde, überraschen und zu diesem Zwecke hätte sie sich mit Jener am folgenden Tage ein Rendezvous gegeben, bei dem er sie zu begleiten wohl nicht ausschlagen werde.

Sonderbar kam ihm diese Heimlichkeit nun allerdings vor, aber Bassa hatte ja oft ihre besondere Launen, und er begnügte sich, zu ihrer Schwärmerei zu lächeln, mit der sie während des ganzen Abends davon sprach, wie befriedigend und unterhaltend dieser Umgang für alle Theile werden solle, denn daß es sich um ein junges Ehepaar handle, hatte sie ihm doch schon verrathen.

Der zwischen Bassa und Marien, auf der Letzteren Vorschlag, verabredete Rendezvousplatz befand sich von beiden Häusern seitwärts gelegen, ziemlich gleich weit entfernt und war gewissermaßen neutraler Boden, denn er gehörte weder zu der Besitzung des einen noch des anderen Baron von Burgstein, sondern einem Nachbarn, mit dem Beide befreundet waren. Auf einer bewaldeten Anhöhe, die so romantisch war, wie sich in dieser ziemlich öden Gegend überhaupt eine finden ließ, und wenigstens eine weite Aussicht in das Land hinein gestattete, hatte Jener ein sogenanntes Belvedere erbauen lassen, das, von drei Seiten geschlossen, auf der vierten eine Reihe offener Säulen hatte und in dem sich ein Tisch und Bänke befanden, Alles zwar nur leicht aus Holz, aber hübsch und sauber hergerichtet. Im Sommer trafen sich hier häufig die benachbarten und befreundeten Familien, weil der Platz so bequem für eine Vereinigung war; sonst stand der Zutritt Jedermann frei.

Für eine solche ländliche Partie war es nun eigentlich noch zu früh im Jahre, denn der Frühling hatte kaum die ersten Knospen an den Bäumen erweckt, und der Ritt-

meister scherzte auch über die sonderbare Idee der Frauen und vermochte nicht zu begreifen, warum Bassa ihre Freundin nicht lieber bei sich empfange; sie berief sich dagegen auf das milde, sonnige Wetter und die den beiden Männern zugedachte Ueberraschung, denn auch der Gatte ihrer Freundin würde sich, nach ihrer Versicherung, später einfinden. Der Rittmeister mußte sie, wohl oder übel, begleiten und befand sich, durch ihre Heiterkeit angeregt, dabei auch in der besten Laune.

Wenn man zu dem Belvedere hinaufstieg, näherte man sich der geschlossenen Rückseite desselben und konnte das Innere erst, oben angelangt, erblicken.

Marie war schon vor der bestimmten Stunde dort und erwartete dieselbe mit Herzklopfen; wenn es sich nicht um einen so wichtigen Zweck gehandelt hätte, würde sie sich schwerlich zu der von Bassa vorbereiteten Comödie entschlossen haben. Ewald, der, wie alltäglich, noch mit seiner Wirthschaft beschäftigt war, hatte sie einfach gesagt, sie wolle einen Spaziergang nach dem Belvedere machen, woran er bei dem schönen Wetter nichts Absonderliches fand, und ihn gebeten, sie von dort abzuholen, ihm aber eine spätere als die von Bassa verabredete Stunde dazu bestimmt.

Sie hatte sich, ihrem jetzigen Stande gemäß, elegant, aber einfach gekleidet und sah ganz reizend aus; es lag ihr ja auch so viel daran, einen guten Eindruck auf ihren beinahe gefürchteten Schwager, den Rittmeister, zu machen.

Ihr zu beobachtendes Benehmen war zwischen den beiden Frauen ganz genau verabredet worden.

Der Rittmeister war wirklich sehr überrascht, als er in dem Belvedere eine so schöne und junge Dame fand. Bassa stellte ihm dieselbe kurzweg als „ihre liebe Freundin" vor, die sie sofort auf das Zärtlichste umarmte, und welche mahnende Blicke er ihr auch zuwerfen mochte, daß es nun wohl zu einer weiteren Erklärung Zeit sei, war sie dazu doch nicht zu bewegen, sondern leitete sogleich eine Unterhaltung ein, welche die Verhältnisse ihrer Freundin ganz unberührt ließ. Er begriff seine Frau nicht; machte er irgend eine Andeutung, die ihn in das Klare setzen sollte, so kam sie auf die gewandteste Weise dazwischen und wußte das Gespräch wieder auf einen anderen Punkt zu lenken; er wäre darüber verdrießlich geworden, hätte die Fremde sein Interesse nicht soweit in Anspruch genommen, daß er sich von der besten Seite zu zeigen bemüht war.

Ohne Bassa's geschickte und immer bereite Hülfe würde Marie diese Probe schwerlich bestanden haben; anfänglich war sie auch sehr befangen, aber gerade diese bescheidene, schüchterne Zurückhaltung gefiel dem Rittmeister, da sie doch mit so viel natürlicher Liebenswürdigkeit und Würde gepaart war, und als sie erst die Ueberzeugung gewann, daß sie einen günstigen Eindruck auf ihn mache, hob sich ihr Muth und sie erschien nun in einem noch vortheilhafteren Lichte.

Bassa wußte bereits, daß sie triumphirt habe; sie zö-

gerte mit ihrer Eröffnung nur noch, bis Ewald erscheinen würde.

Endlich hörte sie, die aufmerksam lauschte, während der Rittmeister sich in sichtlichem Interesse mit Marien unterhielt, sich nähernde Schritte, und sich rasch erhebend, begegnete sie gerade Baron Ewald, der zwischen den Säulen des Belvedere eintreten wollte.

Es wird überflüssig sein, die sich auf seinem und des Rittmeisters Gesichte malende Ueberraschung, die geradezu an Bestürzung grenzte, zu schildern; Beide ahnten noch nicht, daß sie zu einer absichtlichen Begegnung hierhergeführt worden seien.

Bassa ließ ihnen nicht Zeit zum Besinnen; auf die zitternde Marie zueilend, umfaßte sie dieselbe und sagte in der Art einer förmlichen Vorstellung, wobei aber doch ihre Stimme sehr weich und bewegt klang:

„Alfred, das ist meine liebe Freundin und Schwägerin Marie und hier ihr Gemahl, Baron Ewald von Burgstein! Die Herren reichen sich wohl die Hand, wie wir Frauen es bereits gestern gethan haben, zu einem ewig dauernden freundschaftlichen und verwandtschaftlichen Bündnisse? — Hier auch für Sie die meinige, Schwager Ewald!"

Und sie streckte ihm ihre Hand entgegen, die er, aus Mariens Lächeln durch Thränen Alles begreifend, wenigstens mit Sicherheit ahnend, wohl nehmen und an seine Lippen führen mußte. Der Rittmeister hatte die Augen zu Boden gesenkt und kämpfte wohl noch ein paar Augenblicke mit

seinem Stolze, aber er raffte sich schnell wieder auf, nahm auch die Hand Mariens, die er warm drückte, und rief nun, von seinem Gefühle übermannt:

„An mein Herz, Ewald! — Weiß Gott, daß ich Dir und ihr Unrecht gethan habe, aber es auch wieder gutmachen will!“ —

Sechstes Kapitel.

Tag und Nacht.

Die von Bassa eingeleitete Versöhnung war eine vollständige, und Alle wußten ihr den wärmsten Dank dafür, aber sie selbst erntete daraus auch die reichlichste Belohnung.

Die Entfernung zwischen den Wohnhäusern auf dem Gute schien viel kürzer geworden zu sein, wenn man nach dem Verkehre zwischen beiden schließen sollte; innige Freundschaft verband die beiden Familien, und dies erstreckte sich bis auf ihre Untergebenen. Wenn der Rittmeister sich nun von jeder Sorge erleichtert fühlte und nur heitere und zufriedene Gesichter um sich sah, unter seines jüngeren Bruders Leitung eine anregende Thätigkeit in der Bewirthschaftung seines Gutes suchte und in dem Familienkreise, der sich mindestens allabendlich hier oder dort bildete, eine um so mehr geschätzte Erholung fand, so fühlten sich die Anderen nicht weniger befriedigt. Je mehr er und Bassa Marie kennen lernte, desto achtungswürdiger und liebenswerther erschien sie ihnen, und der tägliche Umgang mit der

welterfahrenen Frau trug nicht wenig dazu bei, ihren vortrefflichen Herzens- und Seeleneigenschaften auch ein äußeres Relief zu geben; hätten die Verhältnisse es mit sich gebracht, so würde sie in jeder vornehmen Gesellschaft, wenn auch vielleicht nicht geglänzt, so doch die an ihren Stand gestellten Forderungen vollständig zu erfüllen vermocht haben. Die Hauptsache war, daß sich in diesem Zusammenleben alle Vier glücklich fühlten.

Dem Rittmeister erschien Bassa jetzt in einem noch ganz anderen Lichte wie früher; in dem glücklichen Versuche, ihn mit seinem Bruder zu versöhnen, von dem er sich ja eigentlich gerade um ihretwillen trennen zu müssen gemeint hatte, fand er einen unumstößlichen Beweis ihrer Liebe, die ihm jedes Opfer zu bringen bereit wäre, ihre sichtliche Zufriedenheit mit den im Vergleiche zu ihren früheren Ansprüchen jetzt so einfachen Lebensverhältnissen beglückte ihn und machte auch ihn genügsam; zu der Liebe, die er ihr bisher zugetragen hatte, gesellte sich auch noch eine hohe Achtung.

Und einer solchen erfreute sie sich von Allen, die sie umgaben, und verdiente sie auch. Mit ihrem Schwager Ewald war sie vollständig versöhnt, denn er vergaß nicht, daß sie Marie aus einer immerhin peinlichen Situation befreit hatte, und fand sie ja jetzt ganz anders, als er sie bei der ersten Bekanntschaft, unter so zweifelhaften Umständen, beurtheilte; es schien ja auch, daß der Rittmeister

durch sie nun ein wahrhaftes und dauerndes Glück gefunden habe.

Das leuchtete auch dem alten Wolff ein, und zumal auch ihm nicht verborgen blieb, auf welche Weise sich Alles so glücklich gestaltet hatte, und er mit eigenen Augen sah, wie innig das Verhältniß zwischen den beiden Schwägerinnen war, machte er sich beinahe einen Vorwurf daraus, sie so hart beurtheilt zu haben, und bestrebte sich, ihr seinen Diensteifer und Zuneigung zu beweisen, wo sich Gelegenheit dazu fand; er ließ sich sogar so weit herab, mit dem langen Ignaz und dem windigen Fritz in freundlicherer Weise zu verkehren, obgleich er sich immer dabei einen gewissen Respekt zu bewahren wußte.

Von Clementinen war zwischen den beiden Ehepaaren nie die Rede gewesen, was die Schonung der Gefühle des Rittmeisters genügend erkärt. Die Leute auf dem Gute hatten sich nun freilich nicht wenig gewundert, daß ihr Herr mit einer anderen Gemahlin zurückgekehrt war, die sich ihre Zuneigung übrigens mehr als die erste zu erwerben wußte, aber der Einzige, der darüber Auskunft geben konnte, Wolff, wies auch die bescheidenste Frage so bärbeißig zurück, daß man sich nun einmal daran gewöhnen mußte, die bestehenden Thatsachen ohne weitere Fragen anzuerkennen.

In diesen unteren Kreisen sprach man auch vielfach davon, wo Rosa, der vorigen Herrin Dienerin, geblieben sei, da dieselbe aber keine näheren Verwandten besaß, fühlte

sich auch Niemand berufen, sich ernstlich danach zu erkundigen.

Fritz, der von Allen, welche der Herrschaft einigermaßen nahestanden, noch am zugänglichsten war und von dem man übrigens wußte, daß er in einem sehr freundschaftlichen Verhältnisse zu dem Mädchen gestanden habe, schüttelte, wenn man ihn ihretwegen befragte, auch nur mit der trübseligsten Miene den Kopf und wußte nichts Bestimmtes zu sagen; nur soviel brachte man von ihm endlich heraus, daß der Rittmeister sich von seiner ersten Frau habe scheiden lassen und daß Rosa, ihr wahrscheinlich folgend, ihm untreu geworden sei. Ganz unglücklich machte ihn dieses Mißgeschick keinesfalls, denn er versuchte sich an anderen Orten schon wieder auf die Freiersfüße zu stellen.

Da auf einmal — es war zu Anfang Mai's — tauchte die schon ganz aufgegebene Rosa wieder auf. Sie erschien mit der gewöhnlichen Post, die unmittelbar an dem Gute vorüberging, anständig und großstädtisch gekleidet, was den Leuten natürlich zuerst in die Augen fiel, quartierte sich mit etwas hochmüthigem und verschlossenen Wesen in dem Wirthshause des Dorfes ein, und erklärte, sie bringe dem Herrn Rittmeister sehr wichtige Nachrichten. Nebenbei fragte sie auch nach dem Fritz, und als man ihr gesagt hatte, daß derselbe noch ledig sei und häufig nach ihr geseufzt habe, schickte sie ihm sofort einen Boten, den sie sehr splendide bezahlte.

Fritz folgte natürlich sogleich dem überraschenden Rufe,

und man mag sich das freudige und zärtliche Wiedersehn des Pärchens nach Belieben ausmalen; wir wollen nur wiederholen, was Rosa ihrem, nach seiner eigenen Versicherung wenigstens, treubewährten Seladon über die Erlebnisse während ihrer Abwesenheit, seitdem wir sie aus den Augen verloren haben, mittheilte, nachdem sie ihm ein heiliges Versprechen der Verschwiegenheit abgenommen hatte.

Nachdem sie das Loos ihrer unglücklichen Herrin, dessen letzte Wendung ihr selbst noch nicht bekannt war, mit vielen und heißen Thränen beklagt hatte, erzählte sie weiter, daß sofort nach Clementinens Verhaftung und geheimnißvoller Wegführung ein herzoglicher Commissär die Rosenburg übernommen und die Dienerschaft für seinen gnädigsten Herrrn verpflichtet habe; die Leute fügten sich, da sie auf diese Weise allein ihre weitere Existenz zu sichern vermochten, nur der alte Schloßverwalter, der sich sehr aufgebracht über das beobachtete Verfahren äußerte, forderte und erhielt auch bald darauf seinen Abschied; er hatte sich eine kleine Summe erspart, von der er und seine Gattin ihre letzten Tage wohl unabhängig und sorgenfrei machen konnten.

Rosa selbst wurde ein paar Tage lang unter strenger Aufsicht, fast wie eine Gefangene gehalten, durfte mit der übrigen Dienerschaft gar nicht verkehren, und nachdem man ihre wiederholten Bitten, sie ihrer Herrin folgen zu lassen, — so erzählte sie wenigstens — abgeschlagen hatte, sah sie sich genöthigt, eine schriftliche Verpflichtung zu unterzeichnen, wonach sie bis zum Austrage eines gegen Clementine er-

hobenen Prozesses, von dem sie übrigens Nichts weiter gehört hatte, über die letzten Ereignisse auf der Rosenburg Schweigen bewahren, das Herzogthum sogleich verlassen und nie wieder dahin zurückkehren sollte; dafür gab man ihr eine für ihre Verhältnisse nicht ganz unbedeutende Geldsumme und schickte sie unter Aufsicht bis über die Grenze.

Dem Mädchen fehlte indessen der Muth zur Heimkehr, da sie eine üble Aufnahme von Seiten ihres Gutsherrn, des Rittmeisters, fürchtete; hatte sie die Flucht Clementinens auch nicht begünstigt, so war sie derselben doch heimlich gefolgt.

Sie beschloß deshalb, sich vorläufig in der Hauptstadt ihres Vaterlandes aufzuhalten und sich dort einen ihrem bisherigen ähnlichen Dienst zu suchen, bis sie wieder Etwas von ihrer Herrin hörte; nach ihrer Behauptung hatte sie aber mit allen ihren Bemühungen kein Glück gehabt, ihr Geld nutzlos aufgezehrt und, um den Rest desselben zu retten, sich genöthigt gesehen, auf jede Gefahr hin die Heimreise anzutreten.

Hierin mochte Rosa nun wohl nicht ganz aufrichtig sein, wahrscheinlich hatten sie die Vergnügungen der großen Stadt gefesselt: aber Fritz glaubte ihr, und es ist auch von keinem allgemeinen Interesse, was sie inzwischen getrieben hatte.

Ihre Absicht war nun, den Rittmeister zu bitten, daß er sie wieder in Gnaden aufnehme, und ihn zu beschwören, daß er sich in irgend einer Weise für ihre unglückliche Ge-

bieterin verwende; ob er dazu Lust haben würde und wie er dies ausführen könne, darüber war sie freilich sehr im Unklaren; ganz verstoßen konnte er sie jedenfalls nicht, da sie auf dem Gute heimathsangehörig war. Sobald sie hörte, daß Baron Ewald verheirathet sei, entsprang in ihrem ingenieusen Hirne der neue Plan, in den Dienst seiner Gemahlin zu treten und Fritz, der ihr ja augenscheinlich noch die alte Neigung bewahrt hatte, — dem Burschen stach ihr kleines Kapital doch wohl ein wenig in die Augen — je eher desto lieber zu heirathen.

Baron Ewald war ja auch ein so gütiger Herr, und er wurde nun von dem Paare als Vermittler bei seinem Bruder, an den sich Rosa doch nicht wagte, ausersehn. Fritz mußte ihn schon am folgenden Tage von ihrer Ankunft und ihren Mittheilungen benachrichtigen.

Ewald wurde davon keineswegs angenehm betroffen; nachdem er das Mädchen kommen gelassen und selbst gesprochen hatte, sah er wohl ein, daß gegen Clementine eine unwürdige Gewaltthat verübt worden, und ihr trauriges, wenn auch nicht unverdientes, Schicksal ging ihm sehr zu Herzen, aber weder er noch sein Bruder hatten die Verpflichtung wie die Macht, ihr zu helfen. Er schwankte lange, ob er den Letzteren von diesen Dingen, die nur seinen Frieden stören konnten, in Kenntniß setzen solle, da aber die Rückkehr Rosa's ihm schwerlich lange verborgen bleiben konnte, das Mädchen wohl auch anderen Leuten gegenüber für die Dauer nicht geschwiegen hätte, fand er

es nach reiflicher Erwägung doch besser, daß der Rittmeister in schonendster Weise durch ihn selbst Alles erfahre.

Ohne eine tiefe Erregung für beide Theile gingen diese Eröffnungen nicht ab, und der Nachklang davon blieb auch bei dem Rittmeister, der sein Herz doch nicht gänzlich dem schweren Leiden der Frau verschließen konnte, die ihm so nahe gestanden und die er einmal zu lieben geglaubt hatte. Aber es war ihm nicht zuzumuthen, daß er die tiefe Kränkung seiner Ehre noch einmal durch Schritte aufrühre, die immer nur wenig Erfolg versprechen konnten. Er wollte Rosa gar nicht sehn und sprechen; man hätte sie auch am liebsten wieder fortgeschickt, aber das Mädchen war nicht gutwillig dazu zu bewegen, da es sich nun wieder ganz an Fritz gehangen hatte, und da ihre Plaudereien nur Unannehmlichkeiten herbeiführen konnten, wenn sie zum Trotze gereizt wurde, Baron Ewald sich auch nicht für berechtigt hielt, die dringenden Bitten seines Dieners rundweg abzuschlagen, hielt man es für das Beste, den Beiden ihre Verheirathung zu gestatten, wogegen Rosa sich zum Schweigen verpflichtete.

In der Hoffnung, bei Marien in Dienst zu treten, hatte sie sich indessen getäuscht; die junge Baronin bedurfte in ihrer einfachen Häuslichkeit keiner Kammerzofe, und Baron Ewald hätte Rosa dazu auch nicht für empfehlenswerth gehalten. Sie durfte ihren Fritz heirathen und blieb auf dem Vorwerke, wo Beide ein gutes Auskommen hatten,

mußte aber wohl fühlen, daß sie am besten thäte, sich von der Herrschaft möglichst fernzuhalten, der ihr Anblick nur peinliche Erinnerungen erwecken konnte.

Wir werden über sie und Fritz fernerhin Nichts mehr zu sagen haben, deshalb nur noch soviel, daß der Letztere in seiner Ehe nicht ganz unglücklich wurde, wiewohl Rosa ihn doch etwas gesetzter und verständiger zu machen wußte und in ihrem Hause vollständig das Regiment führte. Später erhielt sie auch eine Bedienstung in Baron Ewald's Hause, der sie mit Eifer und Geschicklichkeit vorstand; ihre hochfliegenden Pläne hatte sie mit den zunehmenden Jahren und unter so einfachen Verhältnissen gänzlich aufgegeben und wurde eine recht praktische Frau.

Bassu und Marie erfuhren Nichts von Dem, was ihre Männer eine Zeitlang in so unruhige Bewegung setzte; in der Ersteren Interesse konnte es nicht liegen, Clementinens jemals zu erwähnen, und Marie hörte auch nur wenig über die erste unglückliche Ehe ihres Schwagers und war viel zu zartfühlend, um selbst von ihrem Manne Mittheilungen darüber zu verlangen.

Die Ankunft Rosa's brachte daher keine anhaltende Störung des Glückes, dessen sich Alle erfreuten, hervor, aber das ganz unerwartete Erscheinen einer anderen Persönlichkeit sollte nur zu bald viel tiefer und nachhaltiger in dasselbe eingreifen.

Wie das kleine Herzogthum, so wurde um diese Zeit auch der große Staat, nur in noch weit ausgedehnterem

Maße, durch die erwähnten politischen Verwickelungen in unruhige Bewegung gesetzt und begann bereits zum Kriege zu rüsten, noch gab man sich aber vielseitig der Hoffnung hin, den diplomatischen Verhandlungen würde es gelingen, den Knoten geschickt zu lösen, ehe er vom Schwerte gewaltsam zerhauen werden müßte. In dem Rittmeister und Wolff gährte das alte Soldatenblut wieder auf, sie politisirten und debattirten häufig über Krieg und Frieden zusammen, und wenn der Rittmeister wohl scherzhaft fragte: „Nun, wie ist's, Alter, möchtest Du wohl wieder in den Sattel steigen und den Säbel in der Faust führen?" — und Wolff dann ganz ernst erwiderte: „Das wird nur auf den Herrn Rittmeister ankommen, mir wär's schon ganz recht!" — dann trat eine bedeutungsvolle Stille zwischen ihnen ein und Einer hörte den Anderen vernehmlich seufzen.

Es lag doch wohl wenig Aussicht vor, daß ihre geheimen Wünsche in Erfüllung gehen könnten; wenn der Rittmeister im Kriegsfalle auch wohl wieder Anstellung im aktiven Dienste gefunden haben würde, so hatte er jetzt doch noch an andere Pflichten zu denken, und Bassa würde schwerlich so leicht eingewilligt haben, ihn einem so ungewissen Schicksale entgegenziehn zu lassen; bei der entferntesten Andeutung, die er darauf machte, wechselte sie schon die Farbe und sah ihn so ängstlich bittend an, daß er zu ihrer Beruhigung versichern mußte, er denke gar nicht im Ernste daran, sie zu verlassen.

Die Zeitungen wurden jetzt von Allen auf dem Gute mit dem größten Interesse gelesen, die Herren fühlten aber doch noch das Bedürfniß, über die bereits geschehenen und noch zu erwartenden wichtigen Ereignisse mit anderen gebildeten Männern zu sprechen, ihre Meinungen auszutauschen und hier und da auftauchende Privatnachrichten zu hören; Baron Ewald besaß, wenn er zum Soldatenstande auch niemals Neigung und Beruf gefühlt hatte, doch nicht weniger Patriotismus als sein Bruder und nahm deshalb denselben lebhaften Antheil an den dem Vaterlande drohenden Gefahren wie dieser. So fuhren oder ritten sie gemeinsam jetzt häufig nach der Stadt oder zu den Nachbarn hinüber und blieben manchmal auch länger aus, als ihren Frauen, die dies übrigens vollkommen entschuldigten, lieb war.

So war es auch an einem Tage um die Mitte Mai's; der Rittmeister, den die Morgenzeitungen wieder besonders erregt hatten, war schon Vormittags fortgeritten, um Ewald abzuholen, und hatte Bassa versprochen, Marie für den Nachmittag zu ihr einzuladen; er und sein Bruder waren schwerlich vor Abend zurückzuerwarten.

Bassa saß, mit einer feinen Handarbeit beschäftigt und in ihrer Einsamkeit etwas melancholischen Gedanken hingegeben, in einem zur Sommerzeit gewöhnlich als Wohnstube benutzten großen Zimmer, das im Erdgeschosse lag und aus dem eine große Glasthür unmittelbar in den Garten führte; diese Thür war jetzt mit ihren beiden Flügeln

weit geöffnet, um die im hellen Sonnenschein so warme Frühlingsluft einzulassen; draußen an den Bäumen und Sträuchern prangte schon das erste frische Grün, und auf dieser Seite des Hauses, welche dem Wirthschaftshofe abgewandt war, herrschte eine friedliche Stille, die nur durch den Gesang und das Gezwitscher der Vögel unterbrochen wurde.

Plötzlich fuhr Bassa beinahe erschrocken zusammen; schnelle und starke Schritte näherten sich der Thür, und als sie aufblickte, war sie nahe daran, einen lauten Schrei auszustoßen, denn ein großer, elegant gekleideter Herr, den sie im ersten Momente nicht erkannte, da er dem Lichte den Rücken zuwandte, trat rasch in den Salon. Er trug eine Reisemütze in der Hand und rief mit einer kurzen vertraulichen Verbeugung sogleich in polnischer Sprache aus:

„Welches Glück, daß ich Sie hier allein treffe, meine theure Freundin, jedenfalls bei bester Gesundheit und in den glücklichsten Verhältnissen! — Wollen Sie glauben, daß es mir Mühe machte, Ihren jetzigen Wohnsitz aufzufinden, dessen Namen ich nicht einmal wußte? — Nun darf ich doch um so eher auf ein freundliches Willkommen rechnen?"

Es war Herr von Podlawski, der sich so ungenirt einführte, auf Bassa, die beinahe ein Gespenst in ihm zu erblicken glaubte, da er so plötzlich aus den Wolken gefallen zu sein schien, zueilte und ihre Hand an seine Lippen zog.

Sie zitterte am ganzen Körper, was theils die Ueber-

raschung an und für sich bewirkte, theils der sie überkommende Gedanke, daß dieser Besuch gerade dem Rittmeister nicht sehr angenehm sein werde, und dann hatte auch sie sich schon gestehn müssen, daß das letzte Benehmen Podlawski's in Paris eigentlich gar nicht zu rechtfertigen sei.

Aber jetzt kam er ja mit einer anscheinend so fröhlichen Zuversicht, daß sie nur anzunehmen vermochte, er werde die schlimmen Mißverständnisse auf die befriedigendste Weise erklären können, und die alte Freundschaft, für die ihr Herz so viel Empfindung hatte, mußte auch zu seinen Gunsten sprechen. Es fehlte ihr ja auch nicht an Uebung, ihre Fassung schnell wieder zu gewinnen.

Ihre erste Frage war natürlich, wie sie denn eigentlich zu dieser angenehmen Ueberraschung komme, und Podlawski, der sich auf ihre Einladung neben sie gesetzt hatte, erzählte nun rasch hintereinander, wobei er den Ernst mit lachendem Scherze, ganz nach seiner leichten, lebhaften Manier, abwechseln ließ, er habe sich damals in Paris allerdings in einer sehr üblen Lage befunden, die ihn zu einem so verdächtigen Rückzuge gezwungen, das sei aber Alles wieder auf das Beste arrangirt und er komme nun hauptsächlich hierher, um sich der großen Schuld gegen seine gütige Freundin, die ihm gewiß nicht gemißtraut hätte, in Person zu entledigen, theils sei er zu dieser Reise auch durch die Absicht bewogen worden, sich gerade in dieser Provinz anzukaufen, wozu er besondere Gründe hätte, die er ihr bei mehr Muße entwickeln wolle; ein paar Tage

Gastfreundschaft werde ihm doch wohl auch der Rittmeister gewähren, an Bassa's Freundschaft zu zweifeln, würde eine Beleidigung für sie sein.

Ohne eine Antwort abzuwarten, erzählte er lachend weiter, er sei von der nächsten Eisenbahnstation auf einem einfachen Leiterwagen hier angekommen, habe von den Leuten gehört, daß der Rittmeister ausgeritten sei, die gnädige Frau sich allein im Gartensalon befinde, und da habe er es sich in seiner freudigen Ungeduld nicht versagen gekonnt, sie so ungestüm zu überraschen.

Bassa befand sich wirklich in großer Verlegenheit und mußte alle Mühe anwenden, um dieselbe zu verbergen und auf den herzlichen und unbefangenen Ton Podlawski's einzugehn; — sie dachte immer wieder daran, wie der Rittmeister diesen Besuch, den sie doch unmöglich abweisen konnte, aufnehmen würde, und es ahnte ihr, daß die Ruhe und der Friede des Hauses damit wohl für einige Zeit gestört sein möchten. Aber Podlawski wollte ja nur einige Tage bleiben, und wenn er seine Schuld abtrug, mochte dies ihrem Manne gar nicht so ungelegen kommen.

Es blieb ihr nichts Anderes übrig, als den Befehl zu geben, daß ein paar Zimmer für ihn hergerichtet würden, und dann schickte sie schleunigst nach dem Vorwerke hinüber und ließ Marie bitten, möglichst bald zu kommen, da sie Besuch erhalten hätte; es wäre ihr unlieb gewesen, wenn der Rittmeister sie bei seiner Rückkehr mit Herrn von Podlawski allein beisammen getroffen hätte, denn wiewohl sie

sich über jeden unwürdigen Verdacht erhaben fühlte, erinnerte sie sich doch noch, daß er einmal eine kleine Eifersucht gezeigt habe.

Marie kam aber noch nicht zu Mittag, und sie mußte mit Podlawski allein speisen und sich von ihm mit einem Gewirre von Geschichten unterhalten lassen, die sie eigentlich wenig interessirten und unter dem er, wie sie fühlte, eine ernstere Absicht versteckte.

Sie konnte sich nicht leugnen, daß er nicht mehr so wie früher war, wo die ächte Ritterlichkeit doch immer wieder durch sein leichtfertiges Wesen leuchtete; er war auch nicht ganz offen gegen sie, wiewohl er sich immer wieder auf die alte Freundschaft berief und ihr hundert Schmeicheleien in einem Athem sagte, — gerade Das machte sie mißtrauisch gegen ihn. Indessen hatte sie nicht den Muth, ihm dies gerade heraus zu sagen, denn dies würde zu neuen Vertraulichkeiten geführt haben, die sie in ihrem jetzigen Verhältnisse scheute.

Die Ankunft Mariens nahm ihr eine große Last vom Herzen. Herr von Podlawski fand die junge Frau zweifellos schön und interessant, denn er beschäftigte sich in seiner galanten Weise viel mit ihr; dabei konnte aber Bassa noch besser beobachten und sich in der Ansicht bestärken, daß er eine Maske trage, die ihn gar nicht gut kleidete und hinter der sich eine sie beunruhigende Ungewißheit verbarg. Marie war artig und freundlich, aber in ihrem stets gemessenen Wesen lag doch Etwas, das eine zu große Annäherung

abwies; auch ihr gefiel Herr von Podlawski nicht, wie sie später ihrer Schwägerin gestand.

Die Brüder kehrten erst ziemlich spät zurück, und man wird sich leicht denken können, mit welchen Empfindungen der Rittmeister den unerwarteten Besuch entgegennahm; glücklicherweise hatte Bassa Gelegenheit gefunden, ihn unter vier Augen darauf vorzubereiten, und so gelang es ihm, wenigstens eine kalthöfliche Miene zu bewahren.

Herr von Podlawski schien gar nicht zu bemerken, daß er dem Herrn vom Hause durchaus nicht willkommen sei; auch ihn begrüßte er mit der unbefangensten Liebenswürdigkeit und machte ihn sogleich zum Vertrauten seiner Absicht, in der Nähe ein ansehnliches Gut zu kaufen, wobei er sich seinen Rath und seine Hülfe dringend erbat. Was sollte der Rittmeister dazu sagen? — er mußte gute Miene zum bösen Spiele machen und den fröhlichen Wirth spielen, obgleich er seinen Gast hundert Meilen weit fortwünschte. Eifersüchtig war er übrigens nicht mehr, jetzt vertraute er Bassa vollkommen und hielt sich auch für überzeugt, daß sie von diesem Besuche ebenso unangenehm betroffen wie er selbst sei.

Gleich am nächsten Tage eröffnete Herr von Podlawski seinen Wirthen, unter nochmaliger sehr ernster Entschuldigung seines durch die Verhältnisse erzwungenen Benehmens in Paris, daß er schon in den nächsten Tagen eine bedeutende Geldsendung erwarte, die er, im Vertrauen auf ihre Gastfreundschaft, hierher dirigirt hätte; selbstverständlich

würde er sich dann sofort seiner Schuld entledigen und einstweilen könne man ja die zum Verkaufe stehenden Güter besichtigen.

Seine ruhige Zuversicht und Bestimmtheit bestachen auch den mißtrauischen Rittmeister ziemlich; seine Unlust zu der in Anspruch genommenen Gefälligkeit und noch mehr, Podlawski überhaupt zum Nachbarn erhalten zu sollen, unterdrückend, hauptsächlich, weil er Bassa nicht verletzen wollte, fuhr er mit ihm auf ein mehrere Meilen entferntes Landgut, von wo sie, ohne einen Kauf abgeschlossen zu haben, erst spät Abends zurückkehrten; der Pole machte noch höhere Ansprüche.

Diese Reisen wiederholten sich ein paarmal, bis der Rittmeister ihrer überdrüssig wurde und Ewald veranlaßte, die Begleitung zu übernehmen; er mochte um so weniger damit zu thun haben, als sein Gast sich besonders an polnische Besitzer wandte, mit denen er nie in näherem Umgange gestanden hatte. Ewald erging es bald ebenso wie ihm, und nun ließ man Podlawski allein reisen, sich mit den nothwendigsten häuslichen Geschäften entschuldigend.

Darüber vergingen nun freilich mehr als ein paar Tage, der Gast schien es aber als selbstverständlich anzunehmen, daß man die Gastfreundschaft gern verlängere, und inzwischen ging, zu seinem augenscheinlichen Verdrusse, die erwartete Geldsendung auch nicht ein.

Die beiden Brüder fanden dies doch ein bischen verdächtig; wenn Bassa sich nicht so bestimmt für die Ehren-

haftigkeit Podlawski ausgesprochen hätte und sich in ihre Aufrichtigkeit nicht das geringste Mißtrauen setzen ließ, würden sie in Jenem nur einen Schwindler gesehen haben, der aus noch nicht recht erklärlichen Gründen ihre Geduld mißbrauchte. In der guten Gesellschaft muß man seine Ueberzeugung aber nur zu oft verschließen und sich damit begnügen, die Augen offen zu behalten, um sich möglichst vor Nachtheil zu schützen; das beabsichtigten auch der Rittmeister und Ewald.

Was Vassa anbetraf, so neigte sich ihr ganzes Wesen überhaupt nur sehr schwer zum Mißtrauen, und dasselbe konnte um so weniger auf einen Mann fallen, den sie früher nur von den besten und achtungswerthesten Seiten kennen gelernt und ihm deshalb ihre Freundschaft geschenkt hatte. Wie der Rittmeister und Ewald urtheilen mußten, begriff sie aber recht gut, konnte ihnen auch keinen Vorwurf daraus machen, da sie selbst Podlawski kaum noch wieder erkannte und nicht zu verstehn vermochte, und daraus bildeten sich ein Zwiespalt in ihrem Innern und eine schmerzliche Empfindung, die immer unerträglicher wurde. Auf diese Weise kam sie zu dem Entschlusse, Podlawski, der sich ja immer auf die vertraulichste Freundschaft berief, gegenüber von den Rechten einer solchen auch Gebrauch zu machen und sich rückhaltslos mit ihm auszusprechen. Sie war fest überzeugt, dies müsse zu der einfachsten und glücklichsten Lösung so gefährlicher Mißverständnisse führen.

Die Gelegenheit, diesen Vorsatz auszuführen, fand sich

bald. Der Rittmeister, der sich unter solchen Umständen gar nicht mehr recht heimisch fühlte, war ausgeritten, Podlawski hielt einen Ruhetag von seinen Irrfahrten, und sie ließ ihn durch Ignaz geradezu wissen, daß sie ihn im Gartensalon zu sprechen wünsche.

Er kam bald, augenscheinlich etwas befangen, was er vergeblich wieder unter scherzender Galanterie zu verstecken suchte; ihr Ernst, der eine Färbung von Traurigkeit hatte, mußte ihm imponiren.

Ohne Umschweife sagte sie ihm, was sie beunruhigte, und bat ihn um eine aufrichtige Erklärung.

„Sie haben noch nicht an meiner Freundschaft zu zweifeln gebraucht," setzte sie hinzu, — „und mögen dieselbe jetzt getrost auch noch einmal auf die Probe stellen; sie wird sich bewähren, wenn sie das Vertrauen findet, das sie beanspruchen darf. Suchen Sie mich zu täuschen, so müssen die schwachen Stützen, die Sie diesem festen Gebäude unterschieben, doch früher oder später zusammenbrechen, aber ich vertraue Ihrem ritterlichen Charakter, Ihrer Ehre zu sehr, um einem solchen Argwohne Raum geben zu können."

Herr von Podlawski war während ihrer Rede sehr blaß geworden, und in seinen sich vor ihrem festen Blicke zu Boden senkenden Augen lag — zu ihrer Bestürzung — das volle Schuldbewußtsein ausgeprägt.

Eine minutenlange Pause trat ein. Dann richtete er sich aus seiner demüthigen Haltung wieder auf und sagte

leise, aber doch mit dem Ausdrucke eines bestimmten Entschlusses:

„Ich habe Sie getäuscht, — ich bin Ihrer Freundschaft unwürdig geworden."

Bassa war wie vom Blitze gerührt; sie hätte eher alles Andere als dieses unumwundene Geständniß erwartet, das sie so tief betrübte und doch wieder mit Mitleid für den Mann erfüllte, der es, zweifellos in aufrichtiger Reue, abzulegen genöthigt war.

Unfähig, ihm eine Antwort zu geben, hörte sie wie im halben Traume, was er mit gedämpfter Stimme, die von der tiefsten inneren Bewegung zitterte, zu ihr sprach.

Welche Opfer er seinem Vaterlande, das ja auch sie so sehr liebte, gebracht hatte, brauchte er nur kurz anzudeuten, denn die Beweise dafür waren ihr früher durch den Augenschein geworden. Reich begütert hatte er, wie sie, den größten Theil seines Vermögens in derselben Weise verloren, als er nach heldenmüthigem Kampfe iu das Ausland flüchten mußte; leider wußte er sich nun aber nicht so tapfer wie auf dem Schlachtfelde gegen die Noth und die Versuchungen des Lebens zu wehren. Früher schon ein leidenschaftlicher Spieler, hatte er auf diesem Felde mit den Ueberbleibseln seines Vermögens zu spekuliren versucht und diesen unseligen Irrthum mit dem Verluste auch des Letzten bezahlt; zu stolz indessen, seine Armuth einzugestehn und sich aus einer Gesellschaft, mit der er nicht mehr gleichen Schritt halten konnte, zurückzuziehn,

suchte er dieselbe über seine Verhältnisse zu täuschen, was ihm bei seiner weltmännischen Gewandtheit auch lange gelang, und ging Verpflichtungen ein, die er nicht wieder auslösen konnte. Die Furcht, seine Ehre, die er damit im Stillen schon preisgegeben hatte, öffentlich zu verlieren, trieb ihn immer weiter auf dieser gefährlichen Bahn, er wurde in den Mitteln, sich aufrecht zu erhalten, immer weniger wählerisch und betrog, wie er jetzt offen, in tiefster Zerknirschung gestand, zuletzt selbst die Freundschaft, die ihm so heilig gewesen war, indem er von Bassa eine Summe entlehnte, ohne die Aussicht zu haben, dieselbe jemals zurückbezahlen zu können.

Als er sich vor seinen anderen Gläubigern nicht mehr zu schützen wußte, verließ er heimlich Paris, hielt sich aber in der Nähe auf, um einen günstigen Moment für sein Wiedererscheinen abzuwarten. Daß die mehrfach erwähnten politischen Verwickelungen der Neuzeit von seinen Landsleuten nicht ganz unbeachtet gelassen werden könnten, daß sie, wie er selbst, darauf große Hoffnungen gründeten, lag ihm außer aller Frage, und daraufhin wagte er die Rückkehr, um seine guten Dienste anzubieten und in aufrichtiger Ergebenheit der Sache, die er für so heilig hielt, zu dienen; es schien ihm, daß er nur durch die Gefahren, denen er sich dabei aussetzen mußte, die Fehler der letzten Vergangenheit abbüßen, seine Ehre wiederherstellen könne.

Von einer gewissen Partei waren seine Anträge nun auch angenommen worden, und man hatte ihm gerade diese

Provinz, in der sein nationales Element noch stark vertreten war, bezeichnet, um daselbst, in Erwägung der Wechselfälle eines bevorstehenden Krieges, heimlich in einem Sinne zu wirken, der ihm von den Behörden nur als schwerster Hochverrath ausgelegt werden konnte. Auf eine Beleuchtung der Berechtigung dieser Bestrebungen gedenken wir uns nicht im Mindesten einzulassen, nur so viel, daß Podlawski Bassa und seinem eigenen Gewissen gegenüber behaupten durfte, er gehe den richtigen, ihm von seinem Herzen und höheren Pflichten vorgezeichneten Weg.

Er hatte Bassa also von Neuem mit Dem getäuscht, was er vorgegeben, seine eigentliche Absicht war nur gewesen, in ihrem oder vielmehr des Rittmeisters Hause einen unverdächtigen Aufenthalt zu finden, von dem aus er seine gefährlichen Verhandlungen betreiben konnte; er durfte nicht daran denken, ihr seine Schuld zu bezahlen, der vorgegebene Güterankauf sollte nur dazu dienen, ihn mit Personen zusammenzubringen, die er für die Zwecke seiner Partei zu gewinnen hoffte oder welche denselben bereits gewonnen waren, und jedenfalls hatte er nicht genügend beachtet oder übersehen wollen, daß bei einer Entdeckung dieser gefährlichen Umtriebe auch sie und der Rittmeister schwer kompromittirt werden müßten. Die ernste Mahnung Bassa's hatte ihn nun erst, wie er aufrichtig versicherte, klar erkennen lassen, wie unrecht er gegen sie handle, und indem er sie in tiefer Reue um Verzeihung anflehte, erklärte er sich bereit, das Gut sofort zu verlassen.

„Ich stehe als Unwürdiger vor Ihnen," schloß er in tiefster Erregung, — „und die Last dieser Empfindung drückt mich zu Boden; ich schwöre Ihnen zu, daß ich in meiner verzweiflungsvollen Lage nicht zögern würde, einem mir selbst unerträglich gewordenen Leben ein gewaltsames Ende zu machen, wenn ich nicht noch die übernommenen Pflichten zu Ende führen müßte. Rauben Sie mir nicht allen Muth dazu durch ein zu hartes Urtheil, das ich allerdings nur als ein gerechtes aufnehmen dürfte!"

Bassa war auf das Tiefste erschüttert. Wie schwer auch Podlawski gefehlt haben mochte, so lag in den Beweggründen dazu doch immer Etwas, das in ihrem eigenen Wesen Anklang fand. Sie dachte kaum an den großen Verlust, der ihr selbst bevorstand; diesen betrachtete sie als eine unglückliche Schicksalsfügung, die ertragen werden müßte wie manche andere. Seine augenscheinliche Reue söhnte sie mit seinen Fehlern wieder aus, ihr edles Gefühl betrauerte nur auf das Schmerzlichste, daß dieser von ihr geachtete Mann, dem sie unter anderen Verhältnissen ihre Freundschaft geschenkt hatte, so tief zu sinken vermocht habe, und doch nahm der Zweck, durch dessen Verfolgung er zu büßen versuchte, wieder ihre volle Theilnahme in Anspruch.

Dagegen fühlte sie, daß sie diese Bestrebungen, für die ihr Herz so lebhaft sprach, um des Rittmeisters willen nicht unterstützen dürfe; sie würde sich damit eines nicht zu rechtfertigenden Verrathes gegen den Letzteren schuldig gemacht haben, sie konnte ihn damit in die größten Gefahren stürzen.

Es war ein Zwiespalt in ihr, aus dem sie sich so schnell nicht herauszufinden vermochte.

„Sie verzeihen mir nicht?“ sagte Podlawski, sich ihr Schweigen und ihren zu Boden gesenkten Blick falsch deutend. „Es ist wahr, meine Schuld muß in Ihren Augen zu schwer sein; wenn aber schon die Freundschaft sie nicht vergeben kann, wie beladen, wie verächtlich muß ich dann in den Augen der übrigen Welt dastehn!“

„Nicht doch!“ unterbrach ihn Bassa und reichte ihm die Hand. „Ich verzeihe Ihnen, ich entschuldige Sie sogar und will aus wärmstem Herzen beten, daß Sie in Erfüllung der Aufgabe, die Sie sich jetzt gewissermaßen zur Buße und Sühne gestellt haben, Frieden und Beruhigung wiederfinden. Aber ich kann Sie auf diesem Wege nicht mehr begleiten, das müssen Sie begreifen; ich opfere die unauslöschliche Liebe zu meinem Vaterlande nicht auf, indem ich andere Pflichten, die ich vor Gott und Menschen gelobt habe, erfülle. Sie dürfen hier nicht länger bleiben! Was sollte daraus werden, wenn mein Mann Ihre Pläne durchschaute oder wenn man gar von anderer Seite darauf aufmerksam gemacht würde? Sie können sich der Ueberzeugung nicht verschließen, welch' doppelte schwere Gefahr ich dabei laufe.“

„Es ist nicht mehr nöthig, daß Sie mir dies sagen, meine theure Freundin,“ antwortete er sehr ernst, ihre Hand ergreifend und küssend. „Daß Sie mir erlaubt haben, Ihnen wieder diesen Namen zu geben, erhebt mich in meinen

eigenen Augen und giebt mir Kraft, allen Gefahren zu trotzen; Worte würden nicht zureichen, Ihnen meine Gefühle unauslöschlichen Dankes zu schildern, durch Thaten hoffe ich mich Ihrer noch einmal wieder würdig zu zeigen. Und ich sollte Sie noch länger einer Gefahr aussetzen, Ihre Ruhe stören wollen? — Nein, ich würde Ihnen jetzt auch ohne Ihre Mahnung, die ich weit entfernt bin, zu mißdeuten, Lebewohl gesagt haben. Ich reise morgen in aller Frühe weiter, dieses kurzen Aufschubs bedarf ich noch, um die nöthigsten Vorbereitungen zu treffen; Sie werden ihn mir gewähren, nicht wahr?"

Das konnte sie ihm natürlich nicht abschlagen, wiewohl sie sich einer namenlosen, ahnungsvollen Angst nicht zu erwehren vermochte, daß er ihrem Hause noch Unheil bringen werde; mußte es ihr nicht auch schon ein quälender Gedanke sein, daß sie hinter dem Rücken ihres strengloyalen Gatten einen Mann beschützte, den er nur für einen der schwersten Verbrecher halten konnte.

Herr von Podlawski mußte ihr die große Erregung ansehn und durfte diese Unterredung deshalb nicht verlängern, obwohl er ihr gern noch Mancherlei zu seiner Entschuldigung gesagt hätte; er zog sich also unter dem Vorwande, daß er durch seine bevorstehende Abreise nothwendig gewordene Briefe schreiben wolle, zurück, nachdem sie nur noch besprochen hatten, daß es besser sein würde, wenn er anderen Tages das Haus verließe, ohne von dem Rittmeister Abschied genommen zu haben, weil er dabei doch nicht mit

Stillschweigen über seine Schuld an Bassa fortgehn konnte; Jener ritt oder fuhr ja jetzt täglich aus, und Bassa wollte es übernehmen, den plötzlichen Aufbruch mit einer Podlawski zugegangenen brieflichen Nachricht zu entschuldigen; einer kleinen Täuschung des Rittmeisters, die ihr so peinlich war, bedurfte es doch immer.

Um den Versuch zu machen, ihre trüben Gedanken zu zerstreuen, ging sie nach dem Vorwerke hinüber, wo sie Marie sicher traf und einer freudigen und herzlichen Aufnahme gewiß war. Dieselbe wurde ihr auch heute zu theil, und die beiden Frauen brachten den ganzen Nachmittag beisammen zu. Der Rittmeister und Ewald waren wieder nach der Stadt geritten und kehrten zweifellos erst Abends heim; Bassa wünschte aber nicht noch einmal mit Podlawski zusammenzutreffen, höchstens erst unmittelbar vor dem Abschiede; das kam ihr jetzt wie ein schweres Unrecht gegen ihren Mann vor.

Marie mußte nun wohl bemerken, daß ihre Schwägerin eigenthümlich bewegt und zerstreut war, und dies erregte in aufrichtiger Theilnahme ihre Besorgniß, so daß sie sich eine bescheidene Frage erlaubte. Bassa wollte anfänglich leugnen, daß sie überhaupt verstimmt sei, plötzlich brach sie aber in Thränen aus, umarmte die erschrockene Marie und sagte ihr, sie fühle durch böse Ahnungen, für die sie aber gar keine Veranlassung kennen wollte, ihr Herz so schwer bedrückt, als müsse ihr heute noch etwas Außerordentliches zustoßen. Diese Schwäche ging indessen bald vorüber, besonders als

sie sah, wie tief ihre Schwägerin davon ergriffen wurde, und sie versuchte nun selbst, über ihren Aberglauben zu scherzen, was doch immer eine düstere und wehmüthige Färbung behielt.

Marie war von dieser seltsamen Erregung auch angesteckt worden, und, aller Bemühungen ungeachtet, konnte ihre Unterhaltung keine rechte Ruhe und Heiterkeit gewinnen. Es fiel ihr auch auf, daß Bassa, sobald sie das Gespräch zufällig auf deren Gast führte, immer mit einer gewissen ängstlichen Hast darüber wegzukommen suchte und, wiewohl sie zugegeben hatte, daß Herr von Podlawski allein zu Hause geblieben sei, ihren Aufbruch so lange verzögerte; darüber mochte sie sich aber keine Bemerkung erlauben.

Auch daß Ewald noch nicht zurückkehrte, beunruhigte sie, denn er und sein Bruder hatten bestimmt versprochen, sich dieses Mal nicht lange in der Stadt aufzuhalten.

Der Abend war schön und für diese Jahreszeit ungewöhnlich warm; um neun Uhr, als Bassa sich erhob, den Heimweg anzutreten, war schon ziemlich tiefe Finsterniß eingetreten, und die Frauen bemerkten jetzt erst, daß sich der Himmel mit schweren Wolken schnell zu beziehen begann, was auf ein Gewitter, das erste in diesem Jahre, deutete. Marie wollte deshalb unter keinen Umständen zugeben, daß ihre Schwägerin den Weg zu Fuß zurücklege, wie sie beabsichtigte, obenein allein, ihre Begleitung konnte sie ihr nicht anbieten, sowohl weil sie Ewald erwartete, als weil ein ausbrechendes böses Wetter sie an der Rückkehr

gehindert haben würde; sie erlangte also mit vielem Bitten, daß Bassa noch eine kurze Zeit wartete, bis ein leichtes Fuhrwerk angespannt sein würde.

Als dieses vorgefahren — ein Knecht lenkte die beiden raschen und muthigen Pferde — und Bassa eingestiegen war, reichte sie Marien noch einmal die Hand und drückte dieselbe so ungewöhnlich fest und lange, als ob es sich um eine weite Trennung handelte; auch ihre „Gute Nacht!" klang so traurig und hoffnungslos, daß die Zurückbleibende sich aller der Bemerkungen, die sie an diesem Tage gemacht hatte, wieder erinnern mußte und nun ebenfalls von der bangsten Unruhe ergriffen wurde. Das jetzt rasch heraufkommende Wetter machte sie noch ängstlicher, und sie warf sich vor, Bassa vor Ewald's Heimkehr, der sie gewiß noch begleitet hätte, fortfahren gelassen zu haben.

Inzwischen ließ der Knecht die Pferde scharf austraben, denn der Himmel bezog sich wunderbar schnell, einzelne große Regentropfen fielen schon, und am Horizonte begannen die Blitze zu leuchten. Eine Gefahr lag indessen nicht vor; die Pferde waren zuverlässig, der Wagen hatte ein halbes Verdeck, das vor dem Regen schützte, und der Weg war ja überhaupt in längstens zwanzig Minuten zurückzulegen.

Man hatte schon mehr als die Hälfte hinter sich und fuhr auf einer mit Bäumen und Gräben eingefaßten Straße, zu deren beiden Seiten sich eine unbebaubare Strecke Moorlandes, aus der sich hin und wieder kleines, niedriges Gebüsch erhob, hinzog. Es war so finster geworden, daß

man kaum zwanzig Schritte vor sich hin zu sehen vermochte; der Knecht hielt deshalb die feurigen und durch die fernen Blitze doch etwas beunruhigten Thiere kurz in den Zügeln.

Auf einmal schnoben dieselben auffällig und machten unmittelbar darauf einen so gewaltigen Seitensatz, daß der Wagen in Gefahr gewesen wäre, umzuschlagen, hätte der aufmerksame Kutscher nicht seine Schuldigkeit gethan; gleichzeitig griff ihnen aber auch eine kräftige Faust in die Zügel und brachte sie zum Stehen; Bassa und der Knecht, Beide auf das Höchste erschrocken, erblickten vor sich zwei Männergestalten, die urplötzlich aus dem Straßengraben aufgetaucht zu sein schienen.

Das war gewiß sehr erschreckend, wiewohl sich in dieser Gegend kaum an einen gewaltsamen Anfall denken ließ. Dennoch rief Bassa, in ihrer Bestürzung etwas Aehnliches vermuthend und ohnehin schon besonders aufgeregt, so daß sie ihre gewöhnliche Geistesgegenwart verlor, dem Burschen laut zu: „Fahre zu!" — und derselbe hob schon die Peitsche, um die Pferde gewaltsam anzutreiben, als eine Stimme, in der Bassa sofort die ihres Dieners Ignaz erkannte, sich vernehmen ließ:

„Es ist die gnädige Frau! — Halt! um des Himmelswillen!"

Auch der Knecht hatte die Stimme erkannt, ließ die Peitsche sinken und parirte wieder die Pferde. Die beiden Männer traten rasch an den Wagenschlag; es waren Herr

von Podlawski und Ignaz. Keineswegs dadurch beruhigt, nur in wortloses Erstaunen versetzt, beugte sich Bassa aus dem Wagen gegen sie.

„Wir vermutheten, daß Sie es wären," flüsterte ihr Podlawski mit einer Stimme zu, deren erregtes Zittern er nicht zu beherrschen vermochte. „Sein Sie vorsichtig, wenn Sie in das Schloß zurückkehren; es ist von Polizei und Soldaten besetzt; — Ihr Gemahl und sein Bruder sind mit denselben zurückgekehrt, — es kann sich nur um mich handeln, — glücklicherweise warnte mich Ignaz zeitig genug, so daß ich die Flucht ergreifen konnte; — der treue Mensch ist mit mir gegangen, um mir den Weg zu weisen. Leben Sie wohl, Bassa! verzeihen Sie mir, daß mein Leichtsinn diese Unnannehmlichkeiten über Sie gebracht hat, — aber, weiß Gott, ich hielt mich für ganz sicher und begreife noch nicht, wie man mir auf die Spur kommen konnte!"

Bassa's Herz klopfte stürmisch. War das die Erfüllung ihrer bösen Ahnungen und was sollte sich daraus noch ergeben? — Hatte der Rittmeister Verdacht geschöpft und sich darüber Gewißheit zu verschaffen gewußt? — in seinem Charakter lag es nicht, dann, so erzürnt er auch sein mochte, seinen Gast zu denunciren und den Behörden auszuliefern, um so mehr, als er leicht annehmen konnte, auch sie dadurch in die größte Gefahr zu bringen. Oder hatte man gar ihn selbst wegen seines Gastes in Verdacht? — Vor Allem aber, Podlawski war am meisten bedroht, und nicht allein um seinetwillen, sondern auch um des Rittmeisters

und ihretwillen mußte es verhindert werden, daß er in die Hände seiner Verfolger fiel.

Sie ließ sich das Geschehene noch einmal in Eile wiederholen, hauptsächlich, um Zeit zu gewinnen, einen rettenden Entschluß zu fassen.

Vor einer halben Stunde oder noch weniger war er auf seinem Zimmer gewesen und hatte Briefe geschrieben; da war plötzlich Ignaz hereingestürzt — es ließ sich nicht untersuchen, ob der Mensch rein instinktmäßig gehandelt habe oder von Podlawski bereits in das Vertrauen gezogen worden sei, — und hatte ihn benachrichtigt, daß Soldaten und Gensdarmen, wie er zufällig bemerkte, die nächste Umgebung des Schlosses besetzten, der Rittmeister und Ewald hielten unter ihnen zu Pferde auf dem Hofe.

In der nächsten Minute hatte Podlawski seine Papiere zusammengerafft, die Mütze und einen bereitliegenden Revolver ergriffen, und dann folgte er, mit Zurücklassung seiner übrigen Effekten, Ignaz, der ihm auf einer noch nicht besetzten Treppe und durch eine Nebenthür in den Garten voraneilte; sie waren glücklich durchgekommen, — wie, wußten sie selbst kaum, — zweifellos würde man aber den Gesuchten und Vermißten verfolgen.

Jetzt hatte auch Bassa ihren Entschluß gefaßt. Ohne an die Gefahr zu denken, die ihr später die Aussagen des Kutschers bereiten konnten, sprang sie aus dem Wagen und befahl rasch und gebieterisch:

„Steigen Sie ein! Ignaz wird Sie noch eine Strecke

begleiten und Alles, was in seinen Kräften steht, thun, um Sie in Sicherheit zu bringen, als ob es sich um meine eigene Person handelte. Wende um, Kutscher! Du folgst, auf meine Verantwortung, genau den Weisungen dieses Herrn und Ignaz'!"

Der verdutzte Knecht, welcher von der in polnischer Sprache geführten Unterhandlung Nichts verstanden hatte, gehorchte der gnädigen Frau; Podlawski wollte noch Umstände machen, indem er meinte, Bassa könne unmöglich zu Fuß heimkehren; sie deutete nur befehlend mit der ausgestreckten Hand auf den Wagen, und der Riese schob ihn, fast wider seinen Willen, hinein und sprang dann auf den Bock neben den Kutscher.

Es mochte aber auch die größte Eile nothwendig sein! — Der Wagen rollte davon, Bassa stand einsam auf der finsteren Straße. Die Blitze zuckten jetzt hell, gefolgt von gewaltigen Donnerschlägen, der Regen begann plötzlich in Strömen zu gießen.

Sie achtete nicht darauf, wie sie langsam dem Schlosse zuging; ihre Gedanken beschäftigten sich nur noch damit, welche Erklärungen sie ihrem Manne geben solle, der doch zweifellos annahm, daß sie mit Podlawski im heimlichen Einverständnisse gewesen sei; ganz täuschte er sich darin ja auch nicht. Aber konnte er ihr denn wirklich eine Schuld beilegen? — Hatte sie nicht, nach bestem Einsehen, ihre Liebe zu ihm und seine Ehre zu wahren versucht? — Dieses Bewußtsein gab ihr wieder neue Kraft; sie nahm sich vor,

ihm unter vier Augen die volle Wahrheit zu sagen, höchstens Podlawski's Bestrebungen so ungefährlich darzustellen, daß er sich nicht verpflichtet fühlte, denselben weiter zu verfolgen, den fremden Leuten gegenüber gedachte sie sich aber stolz und kalt zu bezeigen.

Geradenwegs auf den Haupteingang des Schlosses zuzugehn, wo man ihr nicht den Eintritt verweigern und sie einfach, wenn derselbe, wie vorauszusehn, besetzt war, angeben konnte, sie sei von dem Vorwerke zu Fuß herübergekommen, wäre das Natürlichste gewesen, aber ihre durch den Regen in Unordnung gerathene Kleidung genirte sie; in diesem derangirten Anzuge glaubte sie den Fremden gegenüber an ihrer Würde einzubüßen; sie schlug deshalb, schon nahe dem Hause, einen Seitenweg ein, der zu einer nie verschlossen gehaltenen Pforte in der Umzäunung des Gartens führte; dachte sie in ihrer Erregung doch gar nicht einmal daran, daß man auch in dem letzteren Posten aufgestellt haben könne, um das Entkommen Padlawski's zu verhindern.

Die erwähnte Pforte war offen wie immer; erst als sie sich schon in dem Garten befand, der, wie bereits früher gesagt, sehr verwildert war und in dem hohes Buschwerk zwischen einzelnen Obstbäumen und den verworrenen Gängen wucherte, fiel ihr ein, daß sie auch von hier aus schwerlich unbemerkt in das Haus gelangen werde; sie wollte dies dennoch versuchen, indem sie vorsichtig und leise die gerade Richtung auf die Thür des Gartensalons einschlug, dessen hellerleuchtete Fenster sie bereits erblickte.

Sie war ganz dunkel gekleidet, konnte daher in der Finsterniß so leicht nicht auffallen, wenn sie sich recht behutsam näherte; bei dem sorgsamsten Umherspähen konnte sie auch keinen Menschen erblicken. So war es möglich, daß sie bis dicht unter die Fenster gelange, um sich zunächst zu überzeugen, ob der Rittmeister sich in dem Gartensalon befinde, in welchem Falle sie keinen Anstand genommen haben würde, die Thür zu öffnen.

Kaum noch dreißig Schritte befand sie sich von dem Hause entfernt, als sie plötzlich von einem lauten und rauhen „Halt! Werda?“ — das von der Seite aus dichtem Gebüsche herkam, angerufen wurde.

Der Garten war also doch besetzt, ohne Zweifel von Soldaten, denen sie nicht in die Hände fallen mochte; sie wußte auch gar nicht, was sie antworten solle; von Schrecken ergriffen, verlor sie gänzlich den Kopf, in dem nur noch der eine Gedanke lebte, daß sie bei ihrem Gatten Schutz suchen müsse, und lief, so schnell sie konnte, auf die Gartenthür zu, jetzt alle Vorsicht aufgebend.

„Halt! Werda?“ hörte sie zum zweiten und gleich darauf, noch lauter und drohender als zuvor, zum dritten Male. Wie konnte ihr die militairische Instruktion bekannt sein, daß auf die dritte unbeantwortet gebliebene Frage ein Gewehrschuß folgen müsse?

Sie hatte nicht geantwortet, und der Schuß fiel, weithin durch die stille Nacht donnernd. — —

Der Rittmeister und Ewald hatten in der kleinen Kreis-

stadt in dem ausschließlich von ihren Standesgenossen und den Honoratioren besuchten Gasthause viele Bekannte gefunden, mit denen sich wieder eine lebhafte und interessante Unterhaltung entwickelte, die sie bis zum Abende fesselte. Um diese Zeit kam auch der Landrath hinzu, mit dem die Brüder in recht freundschaftlichen Verhältnissen standen. Er schien heute ernster als sonst zu sein, als liege ihm etwas Besonderes auf dem Herzen, und es dauerte auch nicht lange, bis er den Rittmeister auf die Seite nahm und ihn, eine höfliche Entschuldigung vorausschickend, fragte, ob es wahr sei, was er gerüchtsweise vernommen, daß sich seit vierzehn Tagen ein polnischer Edelmann, Namens Podlawski, auf seinem Gute und in seinem Hause aufhalte.

Dem Rittmeister fiel es, so betroffen ihn diese unerwartete Frage machte, nicht ein, zu leugnen, und als der Landrath ihn, eine noch bedenklichere Miene annehmend, fragte, ob er diesen Herrn genau kenne, erzählte er ohne Rückhalt, was er von Podlawski's Verhältnissen wußte und wie er ihn kennen gelernt hatte, verschwieg auch nicht, daß er ihm gar nicht recht traue und ihn nicht gern in seinem Hause sehe.

„Sie werden dies auch noch weniger," sagte der Landrath darauf, — „wenn Sie wüßten, daß dieser Mann in dem beinahe erwiesenen Verdachte steht, ein Emissair der polnischen revolutionären Propaganda in Paris zu sein und sich hier der gefährlichsten geheimen Umtriebe wegen aufzuhalten."

Der Rittmeister zuckte betroffen zusammen; er dachte unwillkürlich an Bassa.

Ihr zu Liebe konnte er sich aber nicht für den so schwer Beschuldigten verbürgen; seine Ehre erforderte dagegen dringend, daß die Sache, wie sie nun auch in Wirklichkeit sein mochte, aufgeklärt werde. Er sagte auch dem Landrathe, daß er dies durchaus wünschen müsse.

„Das ist mir sehr lieb," lautete die Antwort; — „ich befand mich Ihretwegen wirklich in großer Verlegenheit, meine Pflicht rücksichtslos durchzuführen. Ich muß diesen Mann vorläufig verhaften und seine Papiere mit Beschlag belegen lassen; Sie können Ihre volle Genehmigung dazu am besten öffentlich erweisen, wenn Sie mich bei der Vollstreckung dieser peinlichen Pflicht noch heute Abend selbst begleiten und unterstützen."

Der Rittmeister stutzte eine Weile, denn es widersprach doch seinem Gefühle, gegen seinen Gast so gewaltsam zu verfahren, und sein Verdacht auf Bassa stieg, zu seiner ernstlichen Sorge und Betrübniß, aber er mußte begreifen, daß er dem gesetzlichen Einschreiten der Behörden Nichts in den Weg legen dürfe und könne und daß er sich selbst zu rechtfertigen habe; er sagte deshalb dem Landrathe, daß er zu seinen Diensten stehe.

Der Letztere hatte seine Vorbereitungen schon getroffen, so daß man sehr bald aufbrechen konnte. Auch Ewald war bestürzt über die Mittheilung, die ihm sein Bruder machte,

konnte aber dessen Verhalten nicht mißbilligen und war sogleich entschlossen, an seiner Seite zu bleiben.

Ohne in der Stadt Aufsehn zu erregen, verließen dieselbe in aller Stille eine kleine Abtheilung von der dort garnisonirenden Infanterie, einige Gensdarmen zu Pferde, und an der Spitze ritten der Landrath, der Rittmeister und Ewald, die letzteren Drei sehr verstimmt und schweigsam.

Der Beamte, der seine Pflicht erfüllen mußte, fühlte doch, wie schwer dieselbe auf den Rittmeister fallen müsse, den er als Freund und Offizier hochachtete und gegen ihn unmöglich ein Mißtrauen hegen konnte; da er aber recht gut wußte, daß Bassa eine Polin war, und wohl mit Sicherheit annahm, daß sie mit Podlawski im Einverständnisse sei, war er rücksichtsvoll genug, dem Rittmeister unterwegs vorzuschlagen, derselbe möge vorausreiten und seine Gemahlin auf diesen Ueberfall vorbereiten. Der Rittmeister verstand ihn vollkommen und war ihm dankbar, weigerte sich aber entschieden, auf dieses Anerbieten einzugehen.

Er war in der übelsten Stimmung, die sein Herz verhärtete; hatte ihn die Frau, die er so sehr liebte, verrathen, so verdiente sie die strengste Strafe; er war entschlossen, selbst darunter zu leiden. Ewald suchte ihn vergeblich zu trösten; auch er hatte seine Befürchtungen, entschuldigte aber schon im Voraus Bassa, deren wirklich edle Gesinnungen er ja schon achten gelernt hatte, wenn sie durch ihren Patriotismus auf einen Irrweg geleitet sein sollte. Seinen Bruder bedauerte er aus tiefstem Herzen für diesen Fall;

15*

sollte denn auch hier wieder das verhängnißvolle Wort „Mesalliance" seine Geltung gefunden haben? —

Man traf bei dem Schlosse ein, dem man sich mit aller gebotenen Vorsicht näherte, und fand, wie unsere Leser schon wissen, Herrn von Podlawski nicht, wohl aber die Spuren, daß er erst vor ganz Kurzem, wahrscheinlich gewarnt, geflohen sei. Auch Bassa war nicht da; die Leute sagten aus, daß sie am Nachmittage nach dem Vorwerke gegangen sei. Ein Bote wurde dahin abgeschickt, verfehlte sie aber, da sie zuletzt einen anderen als den üblichen Weg eingeschlagen hatte.

Das Schloß und dessen nächste Umgebung waren von den Soldaten, die sehr strenge Instruktionen erhielten, besetzt worden; man durchsuchte die Podlawski überlassenen Zimmer, fand aber unter seinen zurückgelassenen Effekten Nichts, was als direkter Beweis seiner Schuld gelten konnte; die Herren versammelten sich darauf in dem Gartensalon und berathschlagten, was nun zu thun sei, um den eigentlichen Zweck weiter zu verfolgen, den Rittmeister aber möglichst wenig zu kompromittiren.

Da fiel draußen im Garten ein Schuß. Alle sprangen auf und sahen sich bestürzt an. War der Schuldige, den man schon entflohen glaubte, dennoch erwischt worden? — Eiligst stürzten sie in den finsteren Garten hinaus.

Ein heller Blitz zeigte ihnen in der Nähe einen Soldaten, der sich über eine andere am Boden liegende, noch unkenntliche Gestalt gebeugt hatte. Im nächsten Augenblicke

waren sie, wie Andere, die der Schuß herbeigerufen hatte, zur Stelle.

„Was ist geschehen?“

Der Soldat, der sein Gewehr reglementsmäßig abgefeuert hatte, schien selbst außer aller Fassung zu sein.

„Ich glaube, daß es eine Frau ist,“ stammelte er auf den zu seinen Füßen liegenden unbeweglichen Gegenstand deutend; „aber ich konnte es vorher nicht unterscheiden, ich habe dreimal angerufen und keine Antwort bekommen; da mußte ich wohl schießen.“

Der alte Wolff, der aus allen diesen sonderbaren Ereignissen noch gar nicht klug geworden war, kam mit einer Stalllaterne hinzu.

Als das Licht derselben auf Bassa fiel, die bleich und regungslos auf dem nassen Boden lag, stießen Alle einen Schrei des Entsetzens aus. Der Rittmeister stürzte auf die Knie nieder und jammerte wie ein Kind. O es war auch ein bitterer Jammer für Alle, die umherstanden, die schöne Frau leblos in ihrem Blute liegen zu sehen, — die Kugel hatte sie mitten in die Brust getroffen, und auch nicht der leiseste Athemzug ging mehr über ihre zusammengepreßten Lippen; es gab keine Hülfe mehr für sie — sie war todt.

Man trug die Leiche in den Gartensalon und hatte Mühe, den Rittmeister davon abzuhalten, daß er sich in verzweiflungsvoll ausbrechender Wuth auf den armen Soldaten stürze, der, seiner Pflicht getreu, so entsetzliches Unglück angerichtet hatte; dann sank er vor der geliebten Frau nie-

der und beschwor sie mit den rührendsten Klagen, wieder zu erwachen.

Niemand dachte mehr an ihre mögliche Schuld, nicht an Herrn von Podlawski, dem die allgemeine Bestürzung gewiß zu Gute kam; in dieser Nacht wenigstens holte man ihn nicht mehr ein.

Weshalb aber diese traurigen Scenen noch weiter schildern? — Das Schicksal ist unerbittlich; die heißesten Thränen vermögen nicht, das Geschehene rückgängig zu machen. —

Siebentes Kapitel.

Wiedersehn.

Eine große, entscheidende Schlacht war im Herzen Böhmens geschlagen worden; der besiegte Feind floh einer nahen Festung zu, unter deren Mauern er Schutz vor der hartnäckigen und feurigen Verfolgung zu finden hoffte; fast die ganze Reiterei des Siegers saß ihm auf den Fersen, zersprengte die Haufen, die sich noch beisammen erhalten hatten oder wieder zu sammeln suchten, machte unzählige Gefangene und erbeutete ein reiches Kriegsmaterial. Meilenweit umher waren die Saatfelder, die um diese Zeit, die ersten Tage des Juli's, in schönster Blüthe standen, niedergetreten worden, der Boden von den Rädern der Geschütze und den Hufen der Pferde aufgewühlt, mit Blut getränkt, mit Todten und Verwundeten, sowie mit allerlei Armaturstücken bedeckt; ganze Dörfer und einzelne Gebäude standen in Rauch und Flammen eingehüllt.

Seit dem frühen Morgen, da sich die Truppen in Bewegung gesetzt und einer der hartnäckigsten und erbittertsten

Kämpfe neuerer Zeit begonnen, hatte kühles, nebliges und regnerisches Wetter vorgeherrscht; jetzt, um sieben Uhr Abends, als der wilde Lärmen schwieg und nur noch einzelne Kanonenschüsse aus der Ferne schallten, brach die Sonne mit ihren hellsten Strahlen durch das Gewölk und beleuchtete ein großes Gemälde der Zerstörung, wie es viele Tausende von Menschenhänden nur zu schaffen vermögen.

Die Hauptcorps der siegreichen Truppen begannen sich ihre Bivuaks einzurichten, und als die Dunkelheit der Nacht einbrach, flammten zwischen den brennenden Dörfern noch unzählbare kleine Wachtfeuer, um die es geschäftig herging, denn bei aller Erschöpfung und Sehnsucht nach Schlaf machte sich sowohl das körperliche Bedürfniß nach Speise und Trank, als die geistige Aufregung noch geltend.

Vielen war auch jetzt die so nothwendige Erholung noch nicht gegönnt; die alte Ordnung mußte in den Corps zuerst wieder vollständig hergestellt, Wachen bezogen werden, und vor Allem lag die heilige und dringende Pflicht vor, die gefallenen Kameraden aufzusuchen und ihnen alle mögliche Hülfe zu bringen.

Die Nacht wurde ziemlich finster und trübe; von Zeit zu Zeit sprühte ein feiner Regen, und der Wind strich kalt über die weiten Felder hin.

Weit über die Lagerplätze hinaus, nach der Richtung, in welcher die Verfolgung durch die Kavallerie stattgefunden und wo der Tod die blutigste Ernte gehalten hatte, schritten durch die Dunkelheit langsam zwei Männer, von denen der

Eine ein anscheinend schon sehr ermüdetes Pferd hinter sich am Zügel herzog.

Er trug nicht, wie der Andere, die Husarenuniform, sondern einen einfachen grauen Jagdrock und hohe Stiefel, auf dem Kopfe aber die Feldmütze desselben Husarenregiments und einen gewichtigen Säbel umgeschnallt.

Es war der alte Wolff, im Begriffe, eine sehr traurige Aufgabe zu erfüllen, nämlich seinen geliebten Herrn, den Rittmeister, unter den Verwundeten oder gar Todten auf dem Schlachtfelde zu suchen. Vor Kurzem war das Regiment, bei dem Dieser bisher den Feldzug und die Schlacht mitgemacht hatte, von der Verfolgung zurückgekehrt, der Rittmeister aber gehörte zu den Vermißten.

Bei dem scharfen Ritte, dem bunten Gewühle und der manchmal bis zur Sinnlosigkeit gesteigerten Aufregung der Einzelnen war es nicht zu verwundern, daß sich über das Schicksal selbst eines Offiziers nicht sogleich Genaues in Erfahrung bringen ließ. Wolff selbst hatte diese letzte Attacke nicht mitgemacht; ein Reservepferd seines Herrn an der Hand führend, war er von anderen Reiterkolonnen abgedrängt worden und schließlich genöthigt gewesen, zurückzubleiben.

Mit verzehrender Ungeduld hatte er nun die Rückkehr des Regiments erwartet und als er, zum größten Schrecken, den Rittmeister nicht dabei sah, sogleich die angelegentlichsten Erkundigungen nach ihm angestellt; die Aussagen der Husaren und anderen Offiziere widersprachen sich aber sehr;

Einige behaupteten, der Rittmeister sei mit seinem Pferde gestürzt, habe aber sogleich wieder ein anderes genommen, Andere, er habe sich mit einem halben Zuge seiner Eskadron auf eine seitab marschirende feindliche Infanterie-Abtheilung, welche eine Fahne mit sich geführt, geworfen, ein Mann versicherte, er habe ihn leblos am Boden liegend gesehn, — kurz, etwas Bestimmtes war nicht herauszubekommen.

Wie viel Theilnahme auch sein wahrscheinlicher Verlust erregte, da er bei Offizieren und Husaren sehr beliebt war, so erlaubte der Dienst doch nicht, daß man in größerer Anzahl ihn zu suchen ging, und Wolff hatte, mit Erlaubniß des Kommandeurs, nur einen Unteroffizier als Begleiter erhalten, der sich freiwillig dazu gemeldet und ihm wenigstens die Richtung, welche das Regiment heute genommen, bezeichnen konnte. Aerzte und Sanitätskompagnien suchten allerdings schon auf dem Schlachtfelde nach den Gefallenen und brachten sie nach den vorläufig errichteten Feldlazarethen. —

Man wird aber zuerst wissen wollen, wie der Rittmeister und sein alter Diener überhaupt dazu gekommen waren, an diesen kriegerischen Ereignissen theilzunehmen, auf deren bevorstehenden Ausbruch wir unsere Leser schon früher hingewiesen haben; wir müssen deshalb wieder an den schweren Unglücksfall auf dem Gute anschließen.

Der Rittmeister war dadurch so tief erschüttert worden, daß man in den ersten Tagen sogar für seinen Verstand

fürchten mußte; heftige Wuthausbrüche wechselten mit stumpfer Niedergeschlagenheit und Theilnahmlosigkeit, die fast noch erschreckender waren. Das Zureden Ewald's und aller Uebrigen fruchtete lange nicht das Mindeste, und erst Wolff gelang es, durch die Umstände besonders darauf hingewiesen, die richtige Saite zu treffen, der wieder ein hellerer Klang zu entlocken war.

Die Nothwendigkeit des Krieges war gegen die Mitte des Juni entschieden, der König rief mit dem Ausspruche: „Das Vaterland ist in Gefahr!" zu den Waffen; große Vorbereitungen für einen entscheidenden Kampf waren bereits getroffen, und neue Anstrengungen wurden unaufhörlich gemacht, den Sieg möglichst zu sichern. Wie die alten Soldaten, die schon Weib und Kind, Haus und Hof hatten, wieder zu den Fahnen gerufen wurden, so auch alle dienstpflichtigen Offiziere, und da deren Zahl noch nicht ausreichte, meldeten sich auch viele freiwillig und erhielten wieder aktive Anstellung und Verwendung.

Der Rittmeister schien sich für alle diese Dinge gar nicht mehr zu interessiren; er las keine Zeitungen mehr, und wer von seiner Umgebung hätte ihn bei diesem krankhaften Zustande mit Politik unterhalten mögen?

Es herrschte überhaupt die düsterste und verzagteste Stimmung auf dem Gute und Vorwerke. Mariens Entsetzen und tiefen Schmerz über den gewaltsamen Tod ihrer Schwägerin wollen wir gar nicht zu schildern versuchen; es dauerte lange, bis sie sich wieder einigermaßen erholt

hatte. Vassa war unter allgemeiner Theilnahme feierlich beerdigt worden.

Obgleich die Verfolgung Herrn von Podlawski's fortgesetzt wurde, war man seiner doch nicht habhaft geworden; auch der lange Ignaz blieb verschwunden. Da sich bei der Treue, die er seiner Herrin stets erwiesen hatte, nicht annehmen ließ, daß er sie aus freien Stücken verlassen habe, konnte man nur glauben, er sei zurückgekehrt, wahrscheinlich noch in derselben verhängnißvollen Nacht, habe das Geschehene in Erfahrung gebracht und sich dann in der Furcht, daß man ihm selbst Etwas anhaben könne, auf Nimmerwiedersehn davongemacht.

Dies bestätigte sich auch durch einen Brief, der etwa vierzehn Tage später aus Brüssel an den Rittmeister anlangte und in dem sich auch noch eine andere wichtige Aufklärung, welche zu der Beruhigung Ewald's und Mariens beitrug, vorfand. Sie waren noch immer in Zweifel geblieben, inwieweit Vassa mit Podlawski einverstanden gewesen sei und ihren Mann getäuscht habe, was auf die Erinnerung an sie einen trüben Schatten werfen mußte.

Jetzt schrieb Herr von Podlawski, — Ewald, der in der Aufschrift des Briefes zufällig dessen Hand erkannte, nahm es auf sich, den letzteren zu eröffnen, weil er fürchtete, er möge noch aufregendere Mittheilungen für seinen Bruder enthalten, — daß er, sich nun wieder in völliger Sicherheit befindend, es für eine Ehrenpflicht erachte, seine theure, dahingeschiedene Freundin von jedem ungerechten

Verdachte, für den der Schein sprechen müsse, zu reinigen. Sich selbst bitter und reuevoll anklagend, erzählte er die volle Wahrheit und bat den Rittmeister in rührender Weise um Verzeihung.

Er fügte auch hinzu, daß Ignaz, nachdem er ihn zuerst in einem sicheren Verstecke untergebracht hatte, wieder zu ihm zurückgekehrt sei und die traurige Nachricht in verzweiflungsvollem Schmerze überbracht habe; auf sein Zureden hatte derselbe ihn dann nach Brüssel begleitet.

Seitdem hörte man auf dem Gute nie wieder Etwas von den Beiden, und somit verschwinden sie auch aus unserer Erzählung.

Ewald theilte diesen Brief auf die schonendste Weise seinem Bruder mit; der Rittmeister, der noch immer sehr angegriffen war, legte darauf das Gesicht in die Hände und weinte bitterlich; er versicherte später seinen Bruder, daß er seit Bassa's Tode auch nicht mehr an eine Schuld von ihrer Seite geglaubt und gedacht habe.

Nun trat also eines Morgens Wolff mit einer noch entschlosseneren Miene als sonst in das Zimmer, und als der Rittmeister auf manche seiner Andeutungen nicht achtete, zog er plötzlich die königliche Proklamation, welche den Aufruf zu den Waffen enthielt, aus der Tasche und begann dieselbe seinem Herrn mit lauter Stimme und starker Betonung vorzulesen.

Dieses eigenthümlich freie Benehmen des Alten mußte auf den Rittmeister schon einen Eindruck machen; er fuhr

wie aus einem Traume auf und horchte mit sichtlich steigender Theilnahme und Spannung, und als der Alte, selbst zur höchsten Begeisterung, wie sie nur ein altes Soldatenherz empfinden kann, fortgerissen, las:

„— Es ist uns keine Wahl mehr geblieben! Wir müssen fechten um unsere Existenz, wir müssen in einen Kampf auf Leben und Tod gehen —“

— da erhob sich, ihn vollkommen verstehend, der Rittmeister mit wieder hellaufleuchtenden Augen und rief:

„Ja, alter Freund, wir wollen dem Rufe des Königs folgen und fechten, wie es braven Soldaten in der Stunde der Gefahr zukommt; vor ihr soll mein eigener Schmerz verstummen, und wenn ich da draußen in treuer Pflichterfüllung nicht Heilung und Ruhe für mein erkranktes Herz finde, so wird es vielleicht doch eine Kugel geben, die allen Leiden und Kämpfen ein Ende macht.

„So ist es Recht, Herr Rittmeister! Victoria!“ rief der Alte jubelnd aus; — „der erste Sieg ist schon erfochten!“

Dann setzte er wieder ernst und in ganz dienstmäßiger militärischer Haltung hinzu:

„Wann befehlen der Herr Rittmeister, daß wir satteln sollen?“

Mit neuerwachter Lebenskraft und beinahe fieberhaftem Eifer ging der Rittmeister nun an die Verwirklichung seines Entschlusses; es wäre vielleicht ein Todesstoß für ihn gewesen, wenn er auf seine Bitte um Anstellung einen ab-

schläglichen Bescheid erhalten hätte. Dies geschah aber nicht, sondern sehr bald schon kam die Verfügung, die seinen größten Wunsch erfüllte, in seiner alten Charge wieder bei einem Husarenregimente eintreten zu dürfen; es war dies übrigens nicht dasselbe, in dem er früher gedient hatte; nach seinen letzten Schicksalen wäre er auch nicht gern wieder unter den alten Kameraden aufgetreten.

Es verstand sich von selbst, daß Wolff ihn begleiten sollte, nicht als wirklicher Soldat, was seines vorgerückten Alters wegen auch nicht so leicht zu erreichen gewesen wäre, sondern als sein Privatdiener, der sich als alter Husar aber doch wieder bewaffnete.

Baron Ewald war zuerst sehr betroffen über den Entschluß seines Bruders gewesen, aber die so plötzlich mit demselben vorgegangene Veränderung lieferte ihm doch schon den Beweis, daß dies das beste Heilmittel für ihn sein würde. Dennoch war sein und Mariens Abschied von ihm ein schmerzlich bewegter; sie wußten, daß er sich nicht schonen werde, und eine traurige Ahnung sagte ihnen, sie möchten ihn nicht wiedersehn. Dieses Mal verblieb Ewald die unbeschränkte Verwaltung des ganzen Gutes.

Der Rittmeister selbst war bei seiner Abreise ernst und feierlich gestimmt; wiewohl nicht der mindeste Zweifel vorliegen konnte, daß er seinen Entschluß nicht allein nicht bereue, sondern dem neuen Berufe wieder mit wahrhafter Lust und Liebe entgegengehe, sogar eine leidenschaftliche Sehnsucht danach fühle, sah man ihm doch eine stille

Wehmuth an, besonders wie er von Bassa's Grabe und seinen Verwandten und Gutsinsassen Abschied nahm; bewegte auch ihn die Ahnung, daß er nicht wiederkehren werde?

Dagegen war Wolff äußerst wohlgemuth, tummelte sein Pferd wie ein Jüngling und versicherte, er wisse ganz genau, daß er den Rittmeister, hoffentlich einen Herrn Major oder Oberst, wohlbehalten und dem frischen Leben ganz wiedergegeben, zurückbringen werde; die Gedanken an Soldatenleben und Kriegsruhm waren dem Alten förmlich zu Kopfe gestiegen.

Bei seinem neuen Regimente, das er schon auf dem Marsche fand, hatte sich der Rittmeister schnell eine angenehme Stellung erworben; auch hier fand er manchen alten Bekannten, und wenn man auch von seinen Erlebnissen gehört hatte, war man doch feinfühlend genug, dieselben mit keinem Worte zu berühren. Einen tiefen Ernst behielt er bei, aber die rastlose Thätigkeit, der er sich unterzog, hatte doch augenscheinlich den wohlthätigsten Einfluß auf ihn, und wie er eine treue und angenehme Kameradschaft mit den Offizieren hielt, wurde er auch bei seinen Untergebenen schnell beliebt. Auch Wolff wurde ganz zum Regimente gehörig betrachtet.

Das letztere fand von Beginn des Feldzuges an Gelegenheit, ruhmvolle Waffenthaten auszuüben, und Rittmeister von Burgstein insbesondere hatte das Glück, sich mehrfach auszuzeichnen, wobei sein eigener Eifer und seine

persönliche Tapferkeit hauptsächlich in Anschlag zu bringen waren; Wolff hielt sich, wo es nur anging, in seiner Nähe und hieb ein paarmal auch wacker auf den Feind ein; bis zu der Hauptschlacht waren Beide ganz unverletzt und wohl geblieben.

Wenn das Herz des alten Husaren an diesem Abende über den glänzenden Sieg gejubelt hatte, so trat doch ein sehr schneller Umschwung in seinen Empfindungen ein, als sich die große Wahrscheinlichkeit einstellte, der Rittmeister sei auf dem Schlachtfelde geblieben. An das Schlimmste mochte er nicht eher denken, als bis er dessen gewiß war, auch konnte er sich noch gar keine Vorstellung davon machen, daß er selbst ohne seinen geliebten Herrn zu existiren vermöge, aber schlimm genug war es immer schon, wenn Jener gefährlich verwundet sein sollte. In jedem Falle mußte er sich Gewißheit verschaffen und nöthigenfalls schnelle Hülfe bringen, deshalb hatte er auch nicht länger gewartet und sich auf den Weg gemacht. Das Pferd führte er mit sich, um entweder den Verwundeten darauf zu transportiren oder, falls dies nicht auszuführen wäre, desto schneller Unterstützung herbeizuschaffen.

Unzweifelhaft war es ein gewagtes Unternehmen, mitten in finsterer Nacht auf dem mit Leichen und Verwundeten übersäeten, weiten Schlachtfelde eine bestimmte Person aufzufinden, und die Schwierigkeiten stellten sich nur zu bald heraus; die beiden Männer waren aber von treuer An-

hänglichkeit und unerschütterlicher Willenskraft beseelt und entschlossen, es auf das Aeußerste ankommen zu lassen.

Bei jedem Schritte sanken sie in den vom Regen durchweichten und von der Kavallerie zertretenen Boden tief ein, — die Arbeit des Tages hatte sie ohnehin schon erschöpft, — über den einzuschlagenden Weg konnten sie sich nur sehr mangelhaft nach den brennenden Dörfern orientiren, der Unteroffizier hatte sich denselben bei dem stürmischen Ritte am Tage auch nicht einmal genau einprägen können, die Finsterniß erlaubte ihnen nicht, weit umherzusehn, und überall lagen ja Todte und Verwundete.

Die Letzteren jubelten, trotz ihrer Leiden, beinahe darüber, daß ihnen Hülfe käme, und welche Empfindungen mußte es in ihnen erregen, diese Armen zu enttäuschen, die sie so flehentlich beschworen, sich ihrer zu erbarmen, häufig sie sogar verfluchten, wenn sie an ihnen vorübergingen. Nicht einen Trunk Wasser konnten sie den Verschmachtenden verschaffen, ohne ihr eigentliches Ziel ganz außer Augen zu lassen; Beide hatten in ihren Feldflaschen nur noch einen kleinen Rest Branntwein, der für den Rittmeister bestimmt war, das Uebrige schon anfänglich den Bittenden bereitwillig hingegeben.

„Das ist der schwerste Gang, den ich in meinem ganzen Leben gemacht habe!“ konnte Wolff sich nicht enthalten, aus tiefster Brust zu seufzen. „Das Herz möchte mir brechen, wenn ich die Leute da sehe und höre.“

Von Zeit zu Zeit riefen sie laut den Namen des

Rittmeisters; gewöhnlich antworteten ihnen sechs bis acht Stimmen, und wenn sie sich dadurch täuschen ließen, fanden sie einen Unrechten, von dem sie sich nur schwer wieder losmachen konnten.

„Hier habe ich den Herrn Rittmeister noch mit eigenen Augen gesehen," meinte der Unteroffizier; — „es fällt mir bei den drei da so dicht beieinander stehenden Bäumen ganz deutlich ein. Wenn er nicht etwa zurückgeritten ist —"

„Habt Ihr denn den Verstand verloren, Kamerad?" fuhr der Alte ärgerlich auf. „Unser Rittmeister und Zurückreiten?"

„Sie werden mich doch nicht falsch verstehn? — Es wäre doch möglich, daß er nach seiner Verwundung umgekehrt ist."

„Wir können uns nicht um alle Möglichkeiten bekümmern," erwiderte Wolff barsch. „Nur immer vorwärts!"

Der Unteroffizier, der ihn gut genug kannte, nahm ihm sein unwirsches Wesen nicht übel. Sie wanderten weiter hinein in die Nacht, wobei der Alte seine Angst und seinen Verdruß an dem armen Gaule ausließ, der gar nicht mehr recht von der Stelle wollte.

Noch ein paarmal fand der Andere Anzeichen, die in ihm Erinnerungen hervorriefen. Man suchte stets vergebens. Es mußte schon nahe an Mitternacht sein.

„Das ist die Höhe, über die wir im Galopp die Ulanen attackirten!" rief der Unteroffizier wieder. Etwa zwei-

hundert Schritte rechts von hier muß sie sich in ein Thal hinabsenken; da trabte gerade ein Haufen weißröckiger Infanterie mit einer Fahne hindurch!"

„Mit einer Fahne?" rief Wolff, plötzlich stehen bleibend. „Habt Ihr sie bekommen?"

„Wir hatten genug mit den Ulanen zu thun; da von links oben beschoß uns eine Batterie —"

„Still! Wir gehen rechts nach dem Thale hinab! Der Rittmeister sprach immer davon, daß er eine Fahne haben wolle, und dann sagte ja vorher der Husar Krause aus, er glaube, der Rittmeister habe Infanterie mit einer Fahne attackirt."

Sie fanden das Thal und erblickten dort in der That einige am Boden liegende weiße Gestalten; eine von diesen rief sie jammervoll an.

Es war ein feindlicher Infanterist, dem eine Kanonenkugel ein Bein fortgerissen hatte; trotz des Verbandes, den er sich selbst angelegt, hatte er sich schon beinahe verblutet; er war so erschöpft, daß man ihn mit dem Reste in der einen Feldflasche stärken mußte, in der Hoffnung, von ihm wichtige Mittheilungen zu erhalten.

Er erzählte nun wirklich, daß sie von einer kleinen Abtheilung Husaren überfallen worden seien, die sie ohne Gnade zusammengehauen habe; sie hatten eine Fahne gehabt und drüben bei den Reitern sei auch ein Offizier gewesen, — mehr wußte er nicht und sank bewußtlos wieder zusammen.

Sie riefen abermals den Namen des Rittmeisters und erhielten keine Antwort darauf; nur ein Pferd röchelte schwer und stieß jene klagenden Töne aus, die ein sterbendes Thier im höchsten Schmerze von sich giebt. Wolff reichte dem Unteroffizier den Zügel seines Pferdes und eilte wohl von einer ahnenden Vermuthung ergriffen, jenen Tönen nach.

„Bei Gott!“ rief er gleich darauf laut, — „das ist der Rappe des Herrn Rittmeisters! O um das arme, schöne Thier! Mit dem ist es aus!“

„Aber,“ setzte er sogleich hinzu, — „nun muß er selbst hier auch sein! Ich gehe nicht eher wieder fort, bis ich jeden Fußbreit des Bodens untersucht habe!“

Der Unteroffizier sprach die gleiche Hoffnung oder Befürchtung aus; sie schickten sich an, zu suchen. Vorher aber zog Jener sein Pistol hervor, das er unter den Mantel gesteckt hatte, und meinte, es sei eine Grausamkeit, das edle Thier noch länger leiden zu lassen.

Wolff nickte nur wehmüthig. Der Andere setzte die Mündung der Waffe dem Thiere hinter das Ohr und drückte ab; das auf dem Boden liegende Pferd machte noch eine krampfhafte Bewegung und war dann von seinen Leiden befreit.

Der durch die stille Nacht donnernde Schuß erweckte ein Echo von klagenden Menschenstimmen; er mochte Manchen, der schon in Apathie versunken war, erweckt und mit neuer Hoffnung erfüllt haben.

„Das ist er!" schrie Wolff auf und stürzte auf eine dunkle, ungefähr zwanzig Schritte entfernt am Boden liegende Gestalt zu, die er jetzt erst bemerkt hatte, als sie sich aufzurichten versuchte.

Es war der Rittmeister. Sich auf einen Arm stützend, aber unfähig, sich zu erheben, rief er mit schwacher Stimme:

„Wolff! Mein treuer Wolff! rette mich, — ich komme hier elend um!"

Der Alte lag schon neben ihm auf den Knien, stützte ihn mit einem Arme und bedeckte die kaltgewordene Hand mit heißen Küssen, während er athemlos fragte, wo die Wunde sich befinde.

Der Rittmeister, der nur leise und schwach sprechen konnte, deutete auf seine linke Brust, gerade über dem Herzen.

„Ein Gewehrschuß," flüsterte er, — „vielleicht nicht von großer Bedeutung, aber es schmerzt sehr. Ich bin erst jetzt wieder zu mir gekommen, als ich den Schuß hörte, — habe wohl lange hier in Ohnmacht gelegen? — Ah, Gott sei Dank! die Schlacht war schon gewonnen und die Fahne habe ich auch."

Er lag auf dem Feldzeichen des Feindes, das er triumphirend hervorzuziehn versuchte. Aber seine Kräfte verließen ihn dabei; er sank wieder mit den leisen Worten zurück:

„Verlasse mich nicht, Wolff!"

Ob der Alte ihn wohl um den Preis seines Lebens verlassen haben würde! — Er zitterte an allen Gliedern und weinte beinahe vor Angst oder vor Freude, daß er seinen Herrn wiedergefunden habe, — er wußte es selbst nicht.

Der Unteroffizier mit dem Pferde war auch hinzugekommen; den Rittmeister auf dem letzteren fortzuschaffen, erschien aber ganz unmöglich; man bedurfte dazu, wenn man ihm nicht die größten Schmerzen, vielleicht augenblicklichen Tod bereiten wollte, einer bequemen Bahre.

Solche hatten die Sanitätssoldaten, die sich doch in der Nähe befinden mußten; es galt, sie herbeizuholen. Wie sich aber in der Finsterniß, in dem unbekannten Terrain wieder auffinden? — Soldaten wissen sich in der Noth immer zu helfen; in aller Eile wurde verabredet, der Unteroffizier solle das Pferd nehmen und die Unterstützung herbeiholen, Wolff wollte ihm durch einzelne Schüsse aus dem Revolver, den er bei sich führte, von Zeit zu Zeit Signale geben.

So wurde es auch ausgeführt. Die Wunde des Rittmeisters blutete nicht stark, ein schlechtes Zeichen! — Er erholte sich nicht wieder in Wolff's Armen, dem die Zeit bis zur Rückkehr seines Genossen unendlich lang erschien.

Es dauerte doch nicht länger als eine halbe Stunde, bis der Unteroffizier mit einem jungen Hülfsarzte und einigen Sanitätssoldaten, die eine Bahre bei sich führten, wieder erschien. In der Finsterniß ließ sich der Zustand des Verwundeten nicht recht beurtheilen; sanft wurde er

auf die Bahre gebettet und fortgetragen nach dem nächsten improvisirten Feldlazarethe, das erst nach Verlauf einer guten Stunde zu erreichen war.

Wenige unserer Leser werden sich einen Begriff von einem solchen ersten Verbandplatze machen können, der einen noch schrecklicheren Anblick darzubieten pflegt als das offene Schlachtfeld.

Dieser hier war in einem halbverbrannten Bauernhause etablirt. Auf dem Boden zwischen den noch einigermaßen erhaltenen Mauern war Stroh hochaufgeschüttet worden, und darauf lagen, manchmal still wie leblos, manchmal sich in Schmerzen krümmend und leise jammernd, sowohl bereits Verbundene als Solche, die noch mit Sehnsucht und doch mit Angst auf die ärztliche Hülfe warteten. Einzelne Krankenwärter, ebenfalls Soldaten, gingen zwischen ihnen umher und hatten Mühe, das von allen Seiten auf sie eindringende Verlangen nach Wasser zu befriedigen.

Den am besten erhaltenen und am Tage hellsten Raum des Hauses, der jetzt durch Laternen und ein paar Lichte beleuchtet wurde, hatten sich die beiden anwesenden Aerzte vorbehalten, nicht zu ihrer Wohnung und Ruhestätte, denn an Erholung und Schlaf ließ sich für sie noch lange nicht denken, sondern um die Amputationen und schwierigeren Operationen vorzunehmen. Die grauenhaften und herzzerreißenden Scenen, die dieses Gemach in fast ununterbrochener Folge sah, zu schildern, enthalten wir uns und

lassen hier gern der Phantasie des Lesers freien Spielraum.

Dahin wurde auch der Rittmeister gebracht und langte noch bewußtlos daselbst an; man legte ihn auf eine der soeben leer gewordenen, noch mit frischem Blute befleckten Tafeln.

Der Arzt, der alle Hände voll zu thun hatte und sich wohl in mißmuthiger Stimmung befinden konnte, hieß barsch Alle, deren er nicht zu seiner Hülfe bedurfte, wieder hinausgehn, und als Wolff allein zögerte, warf er ihm einen halb verwunderten, halb unwilligen Blick zu; der Alte aber erwiderte in tiefster Bewegung:

„Lassen Sie mich nur hier, Herr Doktor; ich bin ein alter Soldat von starken Nerven und kann Ihnen eher nützlich als hinderlich sein. Das hier ist mein Herr Rittmeister, den ich schon als Knaben auf den Armen getragen habe, und die Kugel da sitzt bei mir ebenso tief in der Brust, wie bei ihm.“

Der Doktor sagte Nichts weiter, sondern machte sich an die Operation, die Kugel herauszunehmen, was ihm indessen bei mehrfachen Versuchen, unter denen der Verwundete schmerzlich zusammenzuckte, nicht gelang. Bedenklich schüttelte er den Kopf und verordnete, daß der Rittmeister mit erster Gelegenheit auf die sorgsamste Weise nach dem nächsten weiter rückwärts gelegenen ordentlichen Feldlazarethe gebracht werden solle.

„Keine Hoffnung, Herr Doktor?“ fragte Wolff, der

jeder Bewegung mit angstvollen Blicken gefolgt war, fast tonlos.

„Aufrichtig gesagt,“ erwiderte der Arzt, die Achseln zuckend, — „sehr wenig; aber verliert den Muth noch nicht, Alter, — bei Gott ist ja kein Ding unmöglich. Das Beste, was Ihr jetzt hier Eurem Herrn thun könnt, ist, einen bequemen Krankenwagen aufzusuchen und hierher zu dirigiren, augenblicklich kann ich auch nicht über einen einzigen mehr verfügen.“

Wolff raffte alle seine Kraft zusammen, die durch den kurzen Ausspruch des Arztes beinahe gebrochen worden war. Er sorgte dafür, daß der Rittmeister einstweilen ein möglichst weiches und geschütztes Lager erhielt, band ihn, der wieder ganz besinnungslos dalag, einem Krankenwärter auf die Seele und schwang sich dann in den Sattel seines Pferdes, um abermals in der finsteren Nacht einen der vortrefflichen, vom Johanniterorden gestellten Transportwagen aufzusuchen. Seit länger als vierundzwanzig Stunden hatte er jetzt kein Auge geschlossen und war fast unausgesetzt, zu Fuß oder zu Pferde, in Bewegung gewesen; dennoch ließ ihn die geistige Aufregung nicht die geringste Ermüdung fühlen.

Dieses Mal hatte er Glück; sehr bald schon traf er auf einen jener Wagen, dessen Führer gerade jenen Verbandplatz suchte, leitete ihn auf den richtigen Weg und beschleunigte seine Fahrt. Der Rittmeister und einige andere Schwerverwundete wurden auf diese Weise so sanft und

bequem, wie nur ausführbar, nach dem Lazarethe gebracht, natürlich von Wolff begleitet, wo sie mit anbrechendem Tage eintrafen.

Dieses Lazareth befand sich in einem der am vergangenen Tage zuerst erstürmten und theilweise auch verwüsteten Dörfer; das noch ganz gut erhaltene, massive Herrenhaus, das mitten in einem großen, parkähnlichen Garten lag, war dazu schnell, aber mit aller möglichen Sorgfalt hergerichtet worden, und noch immer herrschte die emsigste Thätigkeit, nicht allein die bereits angekommenen Kranken zu versorgen, sondern auch die bequemsten und praktischsten Einrichtungen zu treffen; dieses Kriegslazarethwesen hat ja in neuester Zeit eine wahrhaft bewunderungswürdige Ausbildung erlangt, von der man sich noch vor zwanzig oder dreißig Jahren Nichts träumen ließ, gewiß einer der schönsten Züge der fortschreitenden Civilisation und Humanität.

Auf Wolff's Bitten, der auch wieder die besondere Theilnahme des dirigirenden Oberarztes zu erwecken wußte, erhielt der Rittmeister ein eigenes Zimmer, d. h. eine kleine Kammer, in der eben nicht gut mehr als ein Kranker untergebracht werden konnte, der Alte fand dennoch Platz, für sich selbst ein Lager auf dem Boden zu bereiten.

Eine zweite, eingehendere Untersuchung der Wunde erfolgte hier nun natürlich, und mit unsäglicher Mühe gelang es, die Kugel herauszunehmen; damit war wenigstens eine leise Hoffnung auf Wiederherstellung gegeben, wiewohl der Arzt erklärte, er könne für Nichts einstehn, und wenn die

Eiterung nicht sehr glücklich von Statten gehe, werde der Rittmeister schwerlich zu retten sein.

Wie niedergeschlagen Wolff durch diesen traurigen Bescheid nun auch sein mochte, erfüllte er doch noch, ehe er sich selbst die geringste Ruhe gönnte, zwei Pflichten: er sandte nämlich durch jenen Unteroffizier, der ihn bis dahin begleitet hatte, die von dem Rittmeister genommene Fahne an den Kommandeur des Regiments und schrieb, so gut wie er es vermochte, an Baron Ewald, ihn bittend, wo möglich selbst zu kommen, fühlte er doch, daß seine eigenen Kräfte nicht mehr lange Stich halten dürften, und mochte die Pflege seines Herrn keinem gleichgiltigen Fremden überlassen; aber wie lange mußte es noch dauern, bis Ewald diesen Brief erhielt und zur Stelle sein konnte!

Bei dem Rittmeister trat nun das Wundfieber sehr stark ein, und es schien, als könne er in jeder Minute diesen heftigen Anfällen unterliegen; bei der dringenden Beschäftigung, welche Aerzte und Krankenwärter in dem jetzt überfüllten Lazarethe hatten, war die Anwesenheit Wolff's ein Glück und eine Nothwendigkeit für den Verwundeten. Jene seufzten unter der kaum zu tragenden schweren Last, die auf sie fiel, und mehr als einmal hörte der Alte aussprechen: „Wenn doch nur die barmherzigen Schwestern uns wie anderwärts zu Hülfe kämen!"

Es lohnt sich wohl der Mühe, einen Blick auf dieses segenbringende Institut, das sich schon aus alter Zeit herschreibt, zu werfen; die guten Dienste, welche die barm-

herzigen Schwestern auf den neueren Kriegstheatern geleistet haben, sind so wichtig und anerkennungswerth, daß sie gar nicht genug gerühmt werden können. Vincenz von Paul, ein würdiger katholischer Geistlicher, stiftete zuerst in Frankreich einen Verein von Jungfrauen zur Pflege der Kranken unter dem Namen der „grauen Schwestern“ oder „Soeurs de la Miséricorde“, der rasch eine große Verbreitung fand und i. J. 1655 vom Papste unter die geistlichen Orden aufgenommen wurde. Als der Weihbischof zu Münster, Droste zu Vischering, i. J. 1808 dieses Institut für die katholische Welt reorganisirte, wurde auch die Aufmerksamkeit der protestantischen darauf gelenkt. Hier erwarb sich das größte Verdienst darum der Pastor Fliedner, der 1836 zu Kaiserswerth am Rhein eine solche Anstalt gründete, die dann mehrfache Nachahmung fand. Unseres Wissens nach traten die barmherzigen Schwestern als hülfebringende Engel der im Kriege verwundeten Soldaten, in den Militairlazarethen zu Skutari und in der Krim zuerst auf, geführt von der hochherzigen Miß Florence Nightingale, die sich ihre Bildung für die Krankenpflege zuerst in jener Anstalt zu Kaiserswerth angeeignet hatte; schon früher steht vereinzelt in dem ersten schleswig-holsteinischen Kriege auf diesem Felde der Ehre der Name Louise Aston da.

Seitdem haben edle Frauen und Mädchen, die sich theils besonders für diesen Beruf ausbildeten, theils in den Stunden der Noth erst herbeieilten, auf die uneigennützigste und aufopferndste Weise, Entbehrungen und Gefahren nicht

scheuend, diese schönste aller Pflichten an den armen leidenden Kriegern häufiger erfüllt und sich unauslöschlichen Ruhm, Dank und Ehre dadurch erworben; die Engel der Schlachtfelder, wurden sie von den Verwundeten und Sterbenden, wie von deren Pflegern immer heiß ersehnt und haben manchem brechenden Herzen Trost eingesprochen, manche schwere körperliche Wunde geheilt.

„Die barmherzigen Schwestern!" seufzte man wiederholt auch hier, als die schlimmsten Schrecken der Lazarethe, der Typhus und die Cholera, um sich zu greifen begannen und noch mehr Opfer forderten, als die feindlichen Kugeln.

Endlich kamen sie, die schon an anderen Orten ihre schwere Pflicht erfüllt hatten. Es waren sechs, meistentheils noch junge Frauen und Mädchen, die auf einem elenden Leiterwagen, in ihren schwarzen Kleidern und weißen Hauben oder Hüten in das Dorf einfuhren und die auch der roheste Soldat freundlich und achtungsvoll begrüßte. Von den Aerzten mit Freuden aufgenommen, gingen sie, ohne sich Erholung zu gestatten, sogleich an ihre schweren Pflichten.

Jeder von ihnen wurden mehrere der schwersten Kranken zugetheilt; der Oberarzt, der sie in seinem eigenen Zimmer empfangen hatte, las ihnen die Namen und Stubennummern der Letzteren vor und gab ihnen die nothwendigen Anweisungen über deren Krankheit und Behandlungsweise.

„Rittmeister von Burgstein," hieß es auch unter An-

derem, — „durch einen Gewehrschuß in der Brust oberhalb des Herzens schwer verwundet; leider wenig Hoffnung, da sich der Eiterungskanal nach dem Herzen zu geöffnet hat —“

Mit einem leisen Aufschrei sank die eine Schwester wie leblos auf ihrem Stuhle zurück.

Sie war eine noch junge, schöne Frau, deren Antlitz aber doch schon den Ausdruck von tiefster Schwermuth und innerem Leiden trug. Man eilte ihr sogleich zu Hülfe, in der Meinung, daß sie durch die Anstrengungen in einem anderen Lazarethe, aus dem sie soeben kam, und der Reise ganz erschöpft worden sei; ihre Genossinnen nannten sie „Schwester Clementine.“

Indessen erholte sie sich schneller wieder, als man erwartete, und es mußte nur Verwunderung erregen, daß sie bescheiden, aber bestimmt und mit einem eigenthümlich in ihren Augen flammenden Feuer bat, daß ihr die Pflege des zuletzt genannten Kranken übertragen werde.

„Er ist mir bekannt, ich habe eine besonders heilige Pflicht gegen ihn zu erfüllen,“ sagte sie nur kurz.

Man nahm auch Anstand, sie weiter zu befragen, und ihr Wunsch wurde erfüllt; außerdem sollte sie noch zwei minder schwere Kranke beaufsichtigen, einen Soldaten und einen Lieutenant von Kronfeld, der nur leicht verwundet, aber von dem Lazarethfieber ergriffen worden war.

Ehe die Schwestern an ihr Amt gingen, sagte der Arzt ihr noch, daß sie bei der Pflege des Rittmeisters eine zu-

verlässige Unterstützung durch dessen alten Diener finden werde. Sie zuckte wieder lebhaft zusammen, erwiderte aber Nichts.

Der alte Wolff stand wie vom Donner gerührt da, als er die barmherzige Schwester eintreten sah; der Rittmeister war noch ohne alle Besinnung. Ernst winkte sie dem alten Diener mit der Hand und sagte mit bebender Stimme:

„Ich bin es, Wolff; Sie werden mich doch nicht hindern wollen, ihm, der mir einst so nahe stand, die letzten Dienste zu leisten? — Ich will den Versuch machen, einen kleinen Theil einer großen Schuld abzutragen."

Der Alte ließ den Kopf sinken und antwortete nicht, aber man konnte auf seinem Gesichte ohne Mühe einen sehr schweren Kampf lesen. Er verachtete und haßte diese Frau, die er überhaupt niemals geliebt hatte, seitdem sie nicht allein die Ehre seines Herrn so schwer gekränkt, sondern denselben auch einmal schon an den Rand des Grabes gebracht hatte; durfte er zugeben, daß sie an dem Bette des Sterbenden sitze, der, wenn er sie wiedererkannte, in die furchtbarste Aufregung gerathen konnte? — hatte sie sich dieses Platzes nicht überhaupt unwürdig gemacht?

Andererseits achtete er das Kleid, das sie trug, zu hoch, um sogleich rauh aufzufahren, und daß sie es eben tragen durfte und angelegt hatte, schien doch zu beweisen, daß sie eine Andere geworden sei; daß sie sich eine frivole Täuschung erlaubt habe, um eine bloße Laune zu befriedigen, war

nicht denkbar, und dann, wie bescheiden, wie würdevoll wieder war sie jetzt hereingetreten, mit einem tief reuigen Bekenntnisse auf den Lippen, fast um seine Verzeihung bittend! — stand es ihr nicht auf dem Antlitze geschrieben, daß sie schwer gebüßt hatte und noch büßen mochte?

Wolff's Herz war immer weich gewesen, wie rauh er sich häufig auch äußerlich geben mochte; er konnte es der Wehmuth und dem Mitleid nicht verschließen, als er die einst so übermüthige und eitle Frau jetzt so niedergeschlagen und ernst, so einfach und bescheiden gekleidet vor sich sah, und er blieb nicht ungerührt, als er bemerkte, wie sie vor dem Bette des Verwundeten, den sie erst eine Weile starr angeblickt hatte, niederkniete und leise, aber bitterlich weinte.

Sie blieb lange in dieser Stellung, und auch er wagte sich nicht zu rühren; als sie sich endlich erhob, wandte sie sich zu ihm um und reichte ihm stumm, aber mit unwiderstehlich bittendem Blicke die Hand; er zögerte nur eine Sekunde, dann legte er die seinige hinein, wobei er mit gedämpfter Stimme sagte:

„Möge Ihnen Gott vergeben haben, wie ich es gern thun möchte!"

„Ich hoffe es," erwiderte sie leise und sanft; — „er hat mich ja hierhergeführt, ohne daß ich eine Ahnung von diesem unendlich schmerzlichen Wiedersehn gehabt hätte."

Clementine und Wolff sprachen Nichts von Dem, was seit der Trennung von dem Rittmeister auf der einen und anderen Seite vorgegangen war; sie übernahm sogleich ihr

Amt als Krankenpflegerin, und der Alte fand mehr als einmal Gelegenheit, zu bewundern, wie sie eine so ganz Andere geworden war.

Wie gesagt, hatte sie ihre Sorge noch für zwei andere Kranke zu theilen, die sich in anderen Zimmern befanden; auch da erfüllte sie ihre Pflicht in vollstem Maße, kehrte aber immer wieder sobald als möglich an das Bett des Rittmeisters zurück.

Den Lieutenant von Kronfeld kannte sie nicht, wie auch er sie noch nicht gesehn hatte; möglich, daß ihr der Rittmeister früher einmal seinen Namen nannte, derselbe war ihr aber wieder entfallen. Kronfeld's Krankheit wandte sich übrigens bald zur Besserung, und als er wieder bei Bewußtsein war, wußte er seiner sorgsamen Pflegerin den wärmsten, achtungsvollsten Dank; daß der Rittmeister in der Stube neben ihm liege, ahnte er nicht.

Viel hoffnungsloser stand es mit dem Letzteren; das Fieber und die Schmerzen brachten ihn zuweilen zur wildesten Raserei, aber, wie er damals unter Bassa's Hand, sich der sanften weiblichen Zusprache, die er wohl nur in einem dunklen Verständnisse auffassen konnte, am gefügigsten gezeigt hatte, so wußte ihn Clementine auch jetzt möglichst zu beschwichtigen; Wolff mußte sich gestehn, daß sie an aufopfernder Sorge und Geschicklichkeit, den Kranken zu behandeln, Bassa noch übertraf, und dadurch fühlte er sich im Angesichte des Todes noch versöhnlicher gestimmt. Er fand es endlich selbst für nothwendig, sie an ihre eigene

Schonung zu erinnern, aber dazu ließ sie sich nicht bewegen, und doch war es nur zu ersichtlich, daß ihr ohnehin schon geschwächter Körper solch' unerhörte Anstrengungen nicht lange werde ertragen können. Auch die Rathschläge, selbst die bestimmten Forderungen und Warnungen des Arztes beachtete sie für ihre eigene Person nicht; derselbe hatte Wolff bei Seite genommen und ihn gefragt, ob er wisse, in welchen Beziehungen die barmherzige Schwester zu dem Rittmeister gestanden haben möge, der Alte fühlte sich aber nicht berechtigt, darüber zu sprechen, und sagte dies gerade heraus.

Wie bei seiner Verwundung im Duelle überstand der Rittmeister das Fieber und fiel dann in vollständige Erschöpfung, aus der er nur zuweilen mit schwachem Bewußtsein erwachte. Clementine suchte sich dann gewöhnlich zurückzuziehn, weil sie Wolff's Befürchtung theilen mußte, ihr Anblick und das Wiedererkennen könnten den Kranken zu sehr aufregen.

Einmal gelang ihr dies aber doch nicht schnell genug; sie konnte ihre Hand aus der seinigen nicht losmachen, bevor er die Augen aufschlug, und die letzteren blieben nun eine Weile lang starr und fest auf sie gerichtet.

„Clementine!" ging dann leise aber deutlich über seine Lippen, und er drückte ihre Hand noch fester.

Die schmerzvolle Krankheit mußte die Klarheit seines Geistes sehr getrübt haben; er erkannte seine erste Frau, offenbar erinnerte er sich aber nicht der Ereignisse, die sie

voneinander getrennt hatten; jetzt mochte er nur die milde Pflegerin in ihr sehn, die ihm wohlthat.

Solche halblichten Augenblicke wiederholten sich nun öfter; er blieb immer sanft und gut gegen sie, die sich des Ausbruches der Thränen kaum erwehren konnte; es schien fast, als bilde er sich ein, noch in ihrem väterlichen Hause als Verwundeter zu liegen, wie vor zwei Jahren; er führte abgebrochene Reden über diese Zeit, dankte für ihre Liebe und Sorge und nannte sie sogar mit zärtlichen Namen. Eine lange Zwischenzeit mußte seinem Gedächtnisse gänzlich entschwunden sein.

Das war ein trauriges Glück für Clementine; sie hätte ja aber kaum etwas Anderes wünschen gekonnt.

Auch Wolff hatte er erkannt, und ihm gegenüber schweiften seine Erinnerungen wieder auf einem anderen Felde umher; er fragte, was aus der Fahne geworden sei, aus seinem Pferde, sprach von seiner Schwadron, den Kameraden u. s. w., nie ein Wort von Bassa.

Der Arzt fand in dem Allen, wie in dem ganzen Krankheitszustande, keine guten Zeichen; er stellte dem Leben des Rittmeisters, das so schwach aufflackerte, nur noch eine kurze Frist.

Acht Tage waren so vergangen, als Baron Ewald eintraf. Der mit der Feldpost abgesandte Brief hatte ihn erst spät erreicht und natürlich bei ihm und Marien, wie auf dem ganzen Gute, die größte Bestürzung hervorgerufen;

er eilte aber nach Möglichkeit, an das Krankenlager seines Bruders zu kommen.

Clementine war durch Wolff schon auf sein bevorstehendes Eintreffen vorbereitet worden; welch' schmerzlichen und demüthigenden Empfindungen sie diese Begegnung aber auch preisgeben mußte, war sie doch entschlossen, nicht von dem Rittmeister zu weichen.

„Es wird eine neue Büßung für mich sein," sagte sie zu Wolff, — „aber wenn Ewald mich auch mit Füßen fortstoßen wollte, würde ich doch immer hierher zurückkehren."

Aber in Ewald's Natur lag eine solche aufbrausende Heftigkeit nicht, am wenigsten jetzt, wo ihn der Schmerz so tief niedergedrückt hatte. Wolff gebrauchte überdies die Vorsicht, ihn nicht eher an das Krankenlager, an dem er Clementine finden sollte, zu lassen, als bis er auch ihn genügend auf dieses Widersehn vorbereitet hatte.

Ewald würde noch bestürzter darüber gewesen sein, hätte er von dem Alten nicht schon vorher vernommen, daß es für seinen Bruder keine Rettung mehr gebe; dies mußte ihn jetzt vor Allem in Anspruch nehmen. Er fragte sich unter diesen Umständen kaum noch danach, wie Clementine hierhergekommen sein könne, in der Thatsache fand er aber die Bestätigung, daß das schwerste Unglück sie zur aufrichtigen Reue geführt haben müsse.

Der Anblick seines leidenden Bruders machte ihn ganz

weich; auch er reichte ihr die Hand, und die Versöhnung schien ohne ein Wort geschlossen worden zu sein.

Es war übrigens die höchste Zeit, daß Ewald ankam; der Lebensfunke, der noch in dem Rittmeister glimmte, erlosch sichtlich; seine Dauer war nicht mehr nach Tagen, sondern nur noch nach Stunden zu berechnen.

Drei von namenlosem Schmerze Ergriffene umstanden das Sterbelager, dem der Arzt schon, als überflüssig, den Rücken gewandt hatte; der gemeinsame Kummer konnte keine bitteren Empfindungen zwischen ihnen aufkommen lassen.

Jetzt schien der entscheidende Moment zu nahen. Der Rittmeister hatte in der letzten Zeit große Schmerzen ausgestanden und nur ganz irre geredet; nun flammten seine Augen plötzlich wieder auf, und klares Verständniß begann aus ihnen zu leuchten; er richtete sich von selbst im Bette auf und sah Alle der Reihe nach an, seine Erinnerungen mußten sich sammeln, er erkannte sie und nannte mit schwacher, aber deutlicher Stimme ihre Namen.

„Ihr seid Alle bei mir?“ sagte er dann, schon zuweilen von einem schwachen Todesröcheln unterbrochen. „Ewald, mein theurer Bruder, Du bist weit hergekommen, aber Du kannst mir nicht mehr helfen. Alter, treuer Wolff, es ist aus, die Kugel hat nur zu gut getroffen, ich muß Dir nun vorangehn. Aber schämst Du Dich nicht, alter Husar? Hast ja Thränen in den Augen! — Wie lange wird's dauern, dann ruft auch Dich die Retraite, und dann sind

wir Alle wieder beisammen. Clementine, auch Du? Hast Du mich doch nicht verlassen? — Ach, ich entsinne mich, es kamen trübe Stunden zwischen uns, wir haben uns schwer verkannt, aber ich freue mich, Dich wiederzusehn. Vergieb mir, wie ich Dir vergebe; ich bin auch nicht außer aller Schuld gewesen."

Mit der einen Hand hielt er die vereinigten Hände Ewald's und Wolff's fest, in der anderen ruhte die Clementinens, der die Thränen über das bleiche Antlitz strömten.

Keiner von ihnen vermochte zu sprechen; was sollten sie ihm auch noch sagen?

Nach einer Pause fuhr er wieder fort:

„Grüße Deine Marie, Ewald; Ihr werdet glücklich sein, ich weiß es. Aber wo ist denn Bassa? Warum fehlt sie allein denn hier? — O mein Gott! —

Jetzt wurde er wieder unruhiger, und seine Blicke nahmen schon die Starre des Todes an.

„Auch Bassa ist hier!" rief er lauter. „Sie ruft mich! sie wird mich hinüberführen! — O der Tod ist nicht schwer an ihrer Hand! — Dank Euch Allen für Eure Liebe und treue Pflege! — Gott segne Euch! Lebt wohl!"

Die letzten Worte erstickten halb in einem tiefen Seufzer; er sank zurück und hatte vollendet.

Schon am folgenden Tage wurde die Leiche des älteren Barons von Burgstein mit allen militärischen Ehren auf dem Dorfkirchhofe beerdigt, wo schon so viele seiner Kameraden die letzte Ruhestätte gefunden hatten. Sein Sarg war mit den Chargenabzeichen eines Majors dekorirt, und ein hoher, militärischer Verdienstorden wurde ihm vorausgetragen; diese Zeichen der königlichen Huld, die er seinem tapferen Benehmen, insbesondere der Eroberung der feindlichen Fahne, verdankte, waren um ein paar Stunden zu spät eingetroffen.

Lieutenant von Kronfeld, zum Rittmeister befördert, stand düsteren Blickes neben dem weinenden Ewald an dem offenen Grabe; es war sein erster Ausgang nach überstandener Krankheit.

Der alte Wolff hatte keine Thräne mehr; er sagte, er tröste sich mit den letzten Worten seines Herrn, an die er wie an das Evangelium glaube; er erwarte jetzt mit Ruhe die letzte Retraite.

Drei Tage später fand auf demselben Kirchhofe wieder ein Begräbniß mit militärischen Ehren statt, und über dem einfachen Sarge, auf dem nur ein Kranz von weißen Rosen lag, wurden wieder drei Salven abgefeuert.

Sie galten der in treuer Pflichterfüllung gestorbenen barmherzigen Schwester Clementine, die sich, vom gefährlichsten Typhus ergriffen, sogleich nach dem Tode des Rittmeisters niedergelegt hatte. Ihre Schuld war abgebüßt. —

Baron Ewald und Marie führen noch heute eine glückliche Ehe auf dem Gute im fernen Osten, wo sie friedlich und zurückgezogen leben, nur mit wenigen Nachbarn verkehrend und ihre schönste Unterhaltung und Freude an dem ersten lieblichen Kinde findend, das den Namen Alfred erhalten hat. Wer sie näher kennt, findet nicht, daß der Baron eine Mesalliance gemacht hat.

Der alte Wolff ist nicht mehr bei ihnen; die letzte Retraite erklang für ihn schon ein halbes Jahr nach dem Dahinscheiden seines geliebten Herrn, und er starb sanft und gern in Mariens und Ewald's Armen.

Wir hätten jetzt nur noch Etwas über den ehemaligen Major von Gräfenitz zu sagen. Er besitzt noch das Vertrauen seines Fürsten und nimmt eine hohe Stellung ein; gefürchtet ist er von Vielen, geliebt von Niemand. Ob zuweilen die Stimme des Gewissens zu ihm spricht? — Einmal, früher oder später, wird diese Stunde jedenfalls kommen.

Ende.

Druck von Gebrüder Grunert in Berlin.